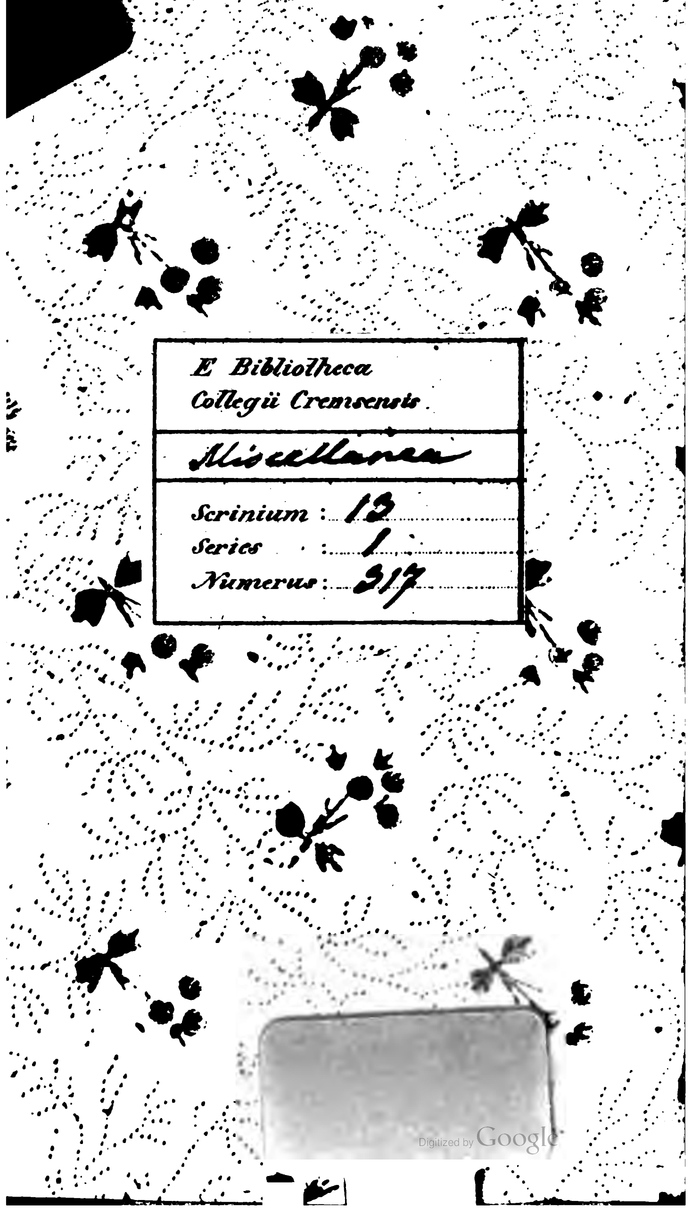
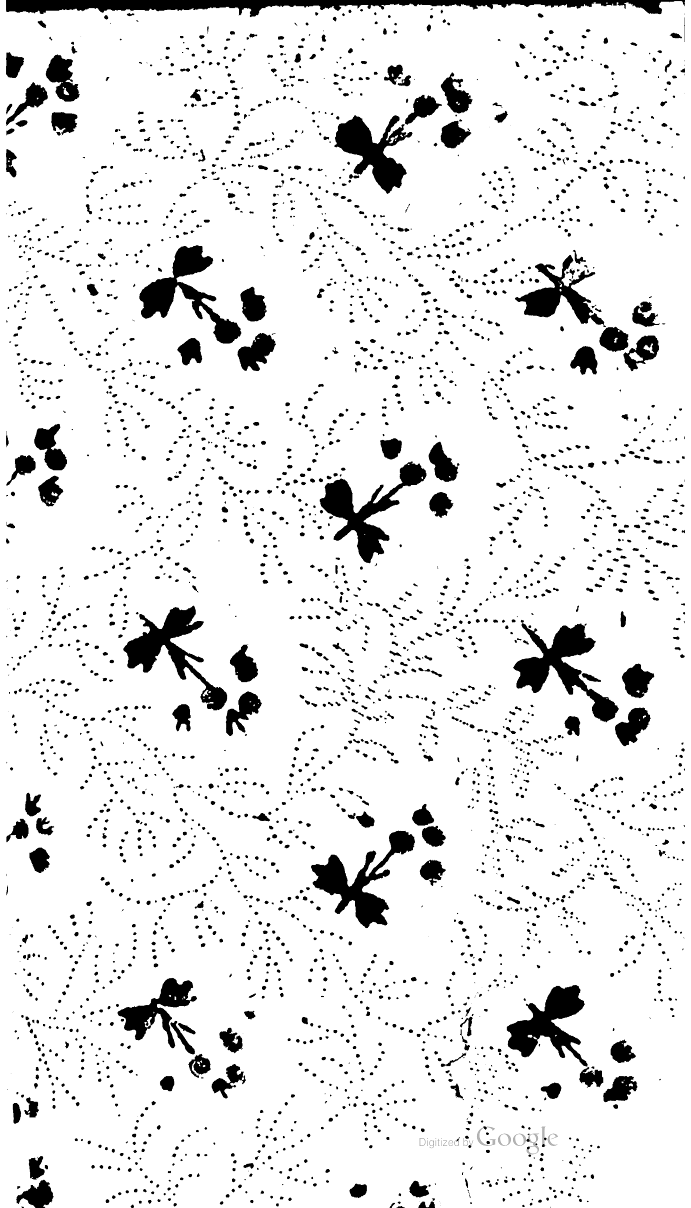
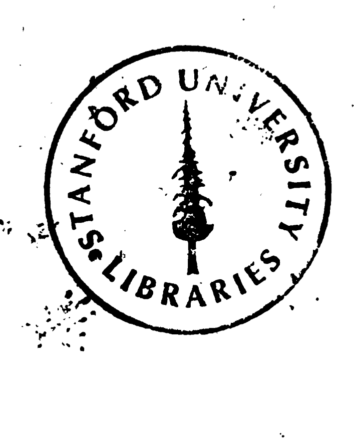

Stanford University Libraries
3 6105 115 529 443


E Bibliotheca
Collegii Cremsensis
Miscellanea
Scrinium : 12
Series : 1
Numerus : 317



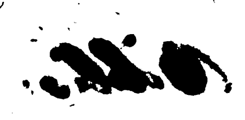

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

4191

Der Deutsche.

Vierter Theil.

Magdeburg, und Frankfurt an der Oder,
bey dem Commercien-Rath Hechtel.
1771.



Der
Deutsche.
Vierzigstes Stück.

Magdeburg, am 5ten October 1771.

Wir haben dir, lieber Leser, nunmehr neun und dreyßig Wochen hindurch, jeglichen Sonnabend ein halbes Stündchen hinbringen helfen, indem wir uns selbst ein Paar Stunden nach unserer Art verkürzten. Der Zeitpunkt nähert sich mit starken Schritten, da wir Abschied von einander nehmen werden, und gleichwol hätte ich dir noch so mancherley zu sagen, zu erzehlen, mitzutheilen und vorzuplaudern, daß es mir, unter uns gesagt, nicht angenehm ist, schon so nahe am Ende meiner Laufbahn zu seyn. Vielleicht aber ist es dir um so viel lieber. — Ich wollte, daß mir dieses heßliche Vielleicht nicht eingefallen wäre! — Indessen würde der Fall, wenn ich ihn gleich nicht als möglich gedacht hätte, gerade um Nichts weniger möglich seyn. Demnach werde ich, wie ich schon vor vierzig Wochen angekündiget habe, so behutsam seyn, mich dir zu rechter Zeit

zu empfehlen, ehe du meiner überdrüßig wirst, und mir die Thür vor der Nase zumachst.

Dieses sey im Vorübergehen gesagt, und wenn allenfalls jemand glauben sollte, es hätte sich besser auf die letzte Seite des zwey und funfzigsten Stückes geschicket: so sind wir nicht im geringsten gewillet, ihm zu widersprechen. Wir sind ohnehin nicht zum Streite geneigt, und lassen vom göttlichen Plato an, bis zum seichtesten Schwätzer — und von den actis eruditorum bis herunter zum Almanach der Deutschen Musen, herzlich gern jedem vernünftigen Manne seine Meynung, und jedem Narren seine Kappe, wenn nur jener nicht mit Gewalt unsern Gehirn zum Behältnisse seiner Meynung, und dieser seine Kappe zum Behältnisse unseres Kopfes machen will.

Wir gestehen, zum Beweis unserer Aufrichtigkeit, daß wir zufrieden sind, einen Eingang zu unserm vierten und letzten Theile gefunden zu haben. Und als einen zweyten Beweis tragen wir kein Bedenken, hinzu zu fügen, daß wir heute, aus eben den Ursachen, die uns vor acht Tagen beschwerlich fielen, uns in keiner gar zu autormäßigen Lage befinden, weil der Lärm um uns her mehr als zureichend ist, alle Musen und Dwergen, und die Herren Brage und Apoll vom Hwergelme zum Tartarus, und von da wieder zum Naßrand zu scheuchen. Wir fassen daher den Entschluß,

einen

einen andern an unserer Stelle denken zu lassen, und wählen zu diesem Ende aus denen vor uns liegenden Briefen, das Schreiben des Lucius; wovon wir schon den Anfang mitgetheilet haben.

Beschluß
des im sieben u. dreyßigsten Stücke
abgebrochenen Schreibens.

In ihrem zehnten Stücke, mein Herr, in welchem sie von den verschiedenen Ständen in Deutschland handeln, sagen sie: es sey bey allen deutschen Nationen, sie mögten Könige am Ruder haben, oder Fürsten, die Regirungs-Form demokratisch gewesen.

Fielen ihnen damals, als sie dieses hinschrieben, nicht die Sitonen, die Svionen, die Gothonen ein, welche despotisch beherschet wurden? Ihnen der sie den Tacitus gelesen haben? — Aber vielleicht rechnen sie, wie verschiedene andere Schriftsteller, diese Völker, welche in dem heutigen Norwegen, Finnmark, um den Sinus Codanus, in Lappland, Holland, Gothland, Schonen, Westbohnien, u. s. w. wohneten, vielleicht, sage ich, haben sie die Grille, diese Völker nicht zu den alten Deutschen zu rechnen. Wenn dieses der Fall seyn sollte, so habe ich weiter nichts zu erinnern, als

Denn, obwol es mir gewiß zu seyn scheinet, daß sie den Mond keine göttliche Ehre erwiesen, so waren sie doch auf seinen Wechsel aufmerksam. Vor allen andern Tagen hielten sie den, an welchen der Mond neu oder voll wurde, für die glücklichsten. Ob es aber dem Monde, zu Ehren geschehen sey, daß sie ihre Zeit nach den Nächten, und nicht, wie wir, nach den Tagen gerechnet — das ist ein Umstand, von dem ich nichts zu versichern getraue. Gewiß ist es indessen, daß sie nach den Nächten rechneten. Tacitus versichert es von seinen Zeiten, und aus andern, und neueren Schriftstellern ist es erweislich, daß verschiedene deutsche Völker, sonderlich die Franken und Sachsen, diesem Gebrauche noch lange gefolget sind.

Ich werfe meine Anmerkungen hin, so wie sie mir einfallen. Daher gehe ich einen Schritt zurück, und füge noch aus dem Tacitus bey, daß man doch nicht so ganz umsonst ein deutscher Fürst war. Unsre Väter waren nicht unbillig; sie wollten, daß der, so für den Staat lebte, auch von dem Staate leben sollte. Deswegen brachten sie ihren Fürsten von Zeit zu Zeit Geschenke, die in Vieh, Lebensmittel u. s. w. bestanden. Diese Geschenke beruheten aber auf dem freyen Willen des Schenkenden.

Eine hübsche Sitte galt unter den Söhnen des Mana; und ich, für mein Theil, hätte im letzten Kriege viel darum gegeben, wenn sie

noch

noch damals in unserm Vaterlande gültig gewesen, und von dem Feinde für bekannt angenommen wäre. — Mein Vater, der an meinem Geburtsorte eine obrigkeitliche Stelle bekleidete, lebte damals noch, er hütete aber wegen einer schweren hitzigen Krankheit das Bette. Die . . . . Truppen überfielen uns, und fanden für gut, mich an meines Vaters statt, als Geisel mitzunehmen. Sie führten mich sieben richtig gezählter Monathe lang, spazieren, und ich muß ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß es mir, bey Kommisbrodt und Wasser, an hinlänglichen Rippenstößen nicht gefehlet hat. Zu den Zeiten unserer Väter würde man anders verfahren seyn.

Ich habe nehmlich die Ehre, ihren Lesern in ihrem Namen zu sagen, daß bey unsern Vorfahren die Kinder zwar ohne allen Widerspruch die rechtmäßigen Erben ihrer Eltern waren: allein — jetzt komme ich zur Sache — die Kinder des Mutterbruders stunden, wo nicht in größerem, doch wenigstens in eben dem Ansehn, als die leiblichen. — Das ist ein wenig zweydeutig; ich will sehen, ob ich mich bestimter ausdrücken kann, indem ich zugleich mich selbst in die Nachricht von der alten Sitte einflechte.

Ich habe einen Mutterbrudersohn, einen so süßen, bepuderten, bebiesamten Herren, als es jemals einen gegeben hat. Dumm ist er

zwar mehr als sich sagen lässet: aber als Geisel mitgeschleppet zu werden, wäre sein Verstand mehr als hinreichend gewesen. In den Wäldern unserer Vätter hätte (wie Tacitus, Germ. XX versichert) dieser Mensch bey meinen Eltdrn etwas mehr noch zu bedeuten gehabt, als ich, weil er meines Oheims Sohn war. Und nach der Denkart der Söhne Teuts, war man vester gebunden, wenn man seiner Frauen Bruderkinder zu Geiseln gab, als durch seine eigenen. Auch hielt man den Oheim in eben so großen Ehren, als den leiblichen Vater.

Sie sehen so nach, mein Herr, daß ich nicht Ursache habe, sehr zufrieden zu seyn, daß diese alte Art die Nähe der Verwandtschaft zu bestimmen, aus der Mode gekommen ist. Mein gepuderter Vetter hätte immer in pas frisés zwischen den Kleppern der . . . Husaren hintanzen, und von Zeit zu Zeit ein Entrechat machen oder eine Cabriole schneiden können!

Sind sie nunmehr, mein lieber Deutscher, nicht der Meynung, daß ich für heute genug getabelt, geschwatzet, und nachgesammelt hätte? . . Mit ihrer Erlaubniß, mein Herr, sie irren, wenn sie glauben, daß das Ende meines Briefes so nahe sey. Rüsten sie sich immer, noch fünf oder sechs Seiten zu lesen — vielleicht noch mehrere — ich bin für nichts Bürge. Es würde ein wenig zu viel verlangt seyn, wenn sie nur immer wollten lesen lassen, ohne wieder

der — Je! sie gähnen? Immerhin! ich werde deswegen keinen Augenblick früher schliessen.

Sie gedenken hin und wieder in verschiedenen ihrer Blätter, der starken, abgehärteten Leiber unserer alten Landesleute. Ich muß mich wol dazu bequemen, ihren Lesern aus einem kleinen Pröbchen zu beweisen, wie weit ihre Unempfindlichkeit gegen das Ungemach der Witterung, und ihre Gleichgültigkeit gegen die Gefahren gieng. Plutarch soll mein Gewährsmann seyn. In dem ersten Kriege, welchen die Deutschen mit den Römern führten, standen die beyden Herrn einander im Gesichte. Aber die Deutschen bezeugten eine solche Geringschätzung gegen die Römer, daß sie, bloß um ihre Stärke und Kühnheit zu zeigen, nackend herum spatzierten, und sich beschneyen liessen. Zuweilen kletterten sie, ebenfalls nackend, ohne sich an das Eis und den tiefen Schnee zu kehren, auf die erhabensten Gipfel der Berge, nahmen einen breiten Schild, legten sich darauf, fuhren in die Tiefe herunter, und liessen sich weder durch die augenscheinliche Gefahr zerschmettert zu werden, noch durch die unermeßliche Tiefe der gähen Abgründe schrecken.

Will man dieses tollkühne Verwegenheit nennen: so habe ich meinerseits nichts dawider; indessen dienet dieser Zug doch, den Charakter der Nation von dieser Seite in ein helleres

res Licht zu stellen. Man kann auch daraus um so viel leichter begreifen, warum ein solches Volk, ungeachtet seiner schlechten Waffen und unregelmäßigen Art zu fechten, dennoch wegen seiner Kühnheit und Geringschätzung der Gefahr und des Lebens, dem geübtesten Herrn gewachsen, und so gar gefährlich seyn konnte. Ich wenigstens bekenne gern, daß ich tausendmal lieber in den Deutschen Wäldern hätte gebohren seyn, als wider die Bewohner derselben hätte fechten mögen.

Unter allen Deutschen Völkerschaften verstand keine einzige die Kunst sich den Feinden fürchterlich zu machen, besser, als die Arier. Diese waren eine Nation, die von keiner andern weder an Neigung zum Kriege, noch an Tapferkeit und Leibeskräften übertroffen wurden. Sie hatten die Gewohnheit, ihre Leiber schwarz zu mahlen, bedienten sich schwarzer Waffen und Schilde, und liessen sich schwerlich am Tage in ein Treffen ein, sondern erwarteten allemal die Nacht. Ich erinnere mich auch, irgendwo gelesen zu haben, daß sie gewohnt gewesen, bey ihren nächtlichen Gefechten (ob sie es, um sehen zu können, oder um das Furchtbare zu vermehren, und desto stärker auf die Einbildungskraft ihrer Feinde zu würken, gethan haben, mag ein anderer untersuchen) Feuerbrände in der Hand zu führen, und um den Kopf zu schwingen, bey deren Schein ihre

auf

auf obgedachte Art geschminkten Physiognomien eine ausnehmende Würkung müssen gethan haben.

Schwarzlakirte Menschen sind nun freylich, wenn man die Sache genau nimmt — schwarzlakirte Menschen, und nicht um ein Haar breit mehr. Indessen, mein Herr, gebe ich einem jeden zu bedenken, ob nicht bey dem Anblicke eines solchen Heeres von Afterteufeln, selbst dem Unerschrockensten das Herz um ein Paar Spannen sinken müsse? Was mich betrifft, wollte ich eben so lieb mit Nüdhoggur selbst, und allen seinen Konsorten dazu, zu thun haben, als mit diesen bepinselten Kopeyen des Beelzebub, denen, um ihr Original dem Aeusserlichen nach vollkommen zu erreichen, weiter nichts, wie jedermann siehet, als die kleinen Verzierungen von Hörnern und Schwänzen fehlten.

Noch eins, mein Herr, um auf ein anderes Kapitel zu kommen. Ich entsinne mich wirklich nicht, es in ihrer Schrift gelesen zu haben, das weiß ich aber wohl, daß ich gewünscht hätte, es darinn zu finden, daß bey den alten Deutschen die Ehescheidung nicht statt fand, und daß sie dem ungeachtet, gute, sanfte, zärtliche, folgsame und gefällige Weiberchen hatten. Wie gieng das zu? —

Der

Der einzige Fall, mit welchem die Ehescheidung allemal, und unzertrennlich verknüpfet war, ist der, den sie bemerken, der Ehebruch, weil dieser ganz natürlicher Weise die Ehe aufhebet.

Der Schluß ihres letzten Stückes, welches mir in diesem Augenblicke gebracht wird, erneuert die Betrachtung, die ich schon öfters bey mir angestellet habe. Mir däucht, um unsern Jünglingen viele Tugenden, die ihnen heutiges Tages fehlen, wieder eigen zu machen, und manchen ausgelöschten Zug unsers alten ehrwürdigen Nationalcharakters wiederum in seiner vorigen Stärke herzustellen, dürften wir nur unsern Töchtern einen allgemeinen Geschmack an denen Neigungen beyzubringen bemühet seyn, die wir unsern Söhnen wünschen. Es ist uns Männern gar zu natürlich, daß wir uns nach dem Eigensinne des schönen Geschlechts richten. Der Ernsthafteste unter uns, ist — wofern er nur einen guten Blutstropfen hat — alles was ein liebenswürdiges Mädchen aus ihm machen will, (vorausgesetzt, daß er, wie mein Doktor sich ausdrückt, bey Erblickung des Mädchens so eine gewisse Empfindung, die aber mein Docktor, so griechisch er aussieht, nicht eigentlich beschreiben kann, in der Gegend des Magenmundes verspüret) und ist er das nicht, so gebe

ich

ich für seine ganze ernsthafte Person keine Bohne.

Wer der Erfahrung ins Angesicht widersprechen will, der mag es leugnen, daß die Mädchen ganze Nationen umschaffen können. Unsere deutschen Schönen wollen jetzt gepuderte Adonisse um sich herum springen sehen, daher adonisiren unsere jungen Herren. Wollten sie Patrioten, gesetzte, edelmüthige Liebhaber? wahrhaftig, mein Herr, sie dürften nur wollen! Ich wenigstens gestehe dir, liebe Johanna, daß noch jetzt, da wir schon so lange verbunden sind, meine ganze Gravität deine gehorsame Dienerinn ist.

Denken sie einmal umher, guter Deutscher, wie manches Mädchen hat nicht schon mehr als

Einen Narren in Prose

zu einem Narren in Versen gemacht? nun schließe ich so: können die Mädchen Dichter machen, so müßen sie auch unsere faselnden Stutzerchen zu gesetzten Leuten machen können.

Ich bin bis an das Ragnarockur, und noch länger

Ihr
deutscher, aufrichtiger Freund,
Lucius.

d. 8ten Sept. 1771

Der
Deutsche.
Ein und vierzigstes Stück.

Magdeburg, am 12ten October 1771.

Im ersten Stücke dieser Schrift, versprach ich, unter andern Sachen auch kurze Auszüge aus der Geschichte unseres Vaterlandes. Ich gestehe, daß ich aus verschiedenen Ursachen, Bedenken trug, diesem Versprechen nachzukommen; und ich würde mein Wort zurück nehmen, wenn sich nicht unter meinen Lesern einige — fast möcht ich sagen: etwas ungestüme Anfoderer fänden. Man will schlechterdings einige Brocken aus der Deutschen Geschichte; und ich, als ein sehr billiger Schriftsteller, der dem Geschmack seiner Leser, wenn derselbe ihren Nutzen nicht gerade entgegen läuft, gern so viel ihm möglich ist, nachgiebt, glaube verbunden zu seyn, auch in diesem Stücke, obwol einiger massen wider meinen Willen, nachzugeben.

Ich mache demnach heute den Anfang, Auszüge aus unserer Geschichte zu liefern. Al-

lein, da man mich so genau bey meinem Worte hält, werde ich mich ebenfalls an dasselbe binden, und so kurz als möglich seyn.

Bis auf die Zeiten des Marius läßt sich von unsern Vorfahren weiter nichts sagen, als daß sie gewesen sind. Von diesen Zeiten an ist unsere Geschichte verschiedene Jahrhunderte hindurch, in die römische verwebt, und die ersten Nachrichten von Thuißkon's Volke müssen wir aus den römischen Zeitbüchern nehmen, in welchen nicht vielmehr aufbehalten ist, als was von der Geschichte Roms nicht füglich zu trennen war.

In dem sechshundert und vierzigsten Jahre nach Roms Erbauung, lernten die Römer, welche dazumal schon verschiedene Gallische Provinzen unter ihre Bothmäßigkeit gebracht hatten, auch Deutschland kennen; aber sehr auf ihre Kosten, und mit Gefahr des Unterganges ihrer ganzen Republik. Denn in diesem Jahre nahm der berufene Cimbrische Krieg seinen Anfang, und zwar folgender Gestalt:

Die Cimbern, ein abgehärtetes, kühnes, kriegerisches Volk, welches das heutige Jütland und Schleßwig bewohnte, verliessen ihr Vaterland, (aus welcher Ursache, weis Plutarch eben so wenig als ich) verbanden sich mit den Teutonen, welche die im Sinus Codanus liegenden Dänischen Inseln, und wie einige wollen, die Gegend von Lübek bewohnten, durchzogen

zogen Germanien, und fielen endlich im obgedachten Jahre in Illyrien ein. Plutarch berichtet uns, (*) die vereinigte Armee sey dreymalhundert tausend Mann, lauter streitbare und gerüstete Krieger, stark gewesen, und von einer ungleich stärkern Anzahl von Weibern und Kindern begleitet worden. Der römische Konsul Papirius Karbo stellte sich ihnen mit einem Heere entgegen, ward aber aufs Haupt geschlagen. Ueberhaupt mußte, wohin sie bisher gekommen waren, alles ihrem Ungestüm und rauhen Kühnheit weichen.

Nach diesem herrlichen Siege schwärmten die Deutschen, an statt auf Rom loszugehen, vier ganzer Jahr lang herum, beunruhigten Belgium, Gallien, und selbst Hispanien, zogen verschiedene Nationen, vorzüglich die Tiguriner und Ambronen, beydes schweizerische Völker, an sich, und, nachdem sie allenthalben traurige Fußtapfen zurückgelassen, und vergebens von den Römern eine Gegend, in der sie sich niederlassen könnten, gefordert hatten, beschlossen sie endlich, sich auf den Trümmern Roms einen Wohnsitz anzulegen.

Sie griffen den Konsul Silanus an, schlugen ihn, und erfochten einen vollkommenen

 Sieg.

(*) Im Leben des Marius. Das Gerücht, setzt er hinzu, habe zuverläßig ihre Zahl eher verringert, als vergrössert.

Sieg. Nicht lange darauf erlitt ein neuer römischer Feldherr, Lucius Kassius, eine noch grössere Niederlage, wobey er selbst mit dem grössesten Theile seines Heeres erschlagen, und alles gefangen wurde, was nicht auf dem Wahlplatze den Tod fand.

Skaurus war der vierte Feldherr, den die Römer den siegreichen Deutschen entgegen stellten. Sein Heer wurde geschlagen, und er selbst fiel in die Hände der Deutschen. Er begieng die Unvorsichtigkeit, sich etwas römischer zu betragen, als seine Ueberwinder für wohlständig hielten, und versicherte die Deutschen, daß die Römer unüberwindlich wären. Dieser Troß erbitterte die Deutschen Fürsten, und einer von ihnen, Namens Bol, stieß ihn auf der Stelle nieder.

Die Römer, welche ihres Unterganges gewiß waren, so bald das Heer der Deutschen über die Alpen kommen würde, stellte ihnen zwey Armeen unter dem Konsul Kajus Manlius, und dem Prokonsul Servilius Cäpio, entgegen. Nachdem sich diese beyden Heere vereinigt hatten, kam es mit den Deutschen abermals zu einem Treffen, in welchem die Römer achtzigtausend Mann einbüßeten.

Dieser Krieg hatte nun acht Jahre gedauret, als die Römer dem berühmten Marius, welcher damals eben den Krieg wider Jugurtha geendiget hatte, die Feldherrnstelle wider die

die Deutschen, und zugleich die ganze Wohlfahrt der römischen Republik anvertraueten. Plutarch schreibet es dem Glücke dieses grossen Mannes zu, daß die Deutschen sich noch immer diesseits der Alpen aufhielten, und, an statt in Italien einzudringen, sich gegen Hispanien wendeten. Durch diese Saumseligkeit gewann er Muße, sein Heer in den Waffen zu üben, und den ganz erloschenen Muth desselben wieder zu beleben.

Endlich beschlossen die Deutschen im Ernst, ihren Schwärmen ein Ende zu machen, und Italien umzustürzen. Sie theilten sich demnach, und es zogen die Cimbern und Tiguriner durch Norikum wider den Katulus, um sich mit Gewalt einen Weg über die Alpen zu bahnen. Die Teutonen hergegen, nebst den Ambronen rückten durch Ligurien wider den Marius an. Sie versuchten vergebens, diesen erfahrnen General zu einen Treffen zu bringen, daher griffen sie ihn in seinem Lager an. Marius hatte aber Zeit genug gehabt, dasselbe zu befestigen, dann die Deutschen hatten nach des Manlius und Cäpio Niederlage, zwey Jahre mit ihrem unnützen Zuge wider Spanien vertändelt. Da sie sahen, daß die Römer zu keiner Schlacht zu bringen waren, beschlossen sie über die Alpen zu gehen. Sie marschirten demnach vor dem Lager des Marius vorüber, und zwar so nahe, daß sie den Römern zuriefen, sie würden

nächstens in Rom seyn; man möchte ihnen nur auftragen, was sie den Römerinnen im Namen ihrer unter dem Marius dienenden Männer sagen sollten?

Sie brachten sechs volle Tage zu, ehe sie das Lager im Rücken hatten. Aus diesem Umstande kann man auf ihre ungeheuere Anzahl schliessen. Marius ließ sie ruhig ziehen; so bald sie aber sein Lager vorbey waren, hob er es auf, folgte ihnen auf dem Fuße nach, und als er sie nicht weit von den Alpen, bey Aquä sextiä erreichte, kam es erstlich mit den Ambronen zu einem Treffen, welche völlig geschlagen wurden, ohngeachtet ihre Weiber mit Beilen und Schwerdtern bewaffnet, die Fliehenden aufhielten, und die Römer muthig angriffen.

Am folgenden Tage schlug er die Teutonen, nebst dem, was sich von den Ambronen gerettet hatte, und nahm ihren König Teutobach gefangen. Plutarch setzt die Anzahl der in diesem letzten Treffen erschlagenen und gefangenen Deutschen, auf hundert tausend, andere auf zwey hundert und funfzig tausend Mann. Wenigstens sollen die Massilienser, in deren Gebiet diese Schlacht vorfiel, ihre Weinberge mit den Gebeinen der gebliebenen Teutonen umzäunet haben.

Wir wollen uns zu den Cimbern wenden, welche, wie wir gesagt haben, gegen den Katulus anrückten. Dieser General getrau-

ete

ete sich nicht, die Deutschen aufzuhalten, deswegen zog er sich über die Alpen, bis an die Etsch zurück, über die er eine Brücke schlug, und an beyden Enden derselben Schanzen anlegte. Die Deutschen fanden Mittel, vermöge schwerer Flösse, welche sie die Etsch herunter treiben liessen, die Brücke zu zernichten, griffen die Werke diesseits des Flusses an, eroberten sie und nahmen die römische Besatzung gefangen, liessen sie aber (ich kann unmöglich diesen schönen Beweis der Deutschen Großmuth verschweigen) auf ihr Ehrenwort wieder frey, und rühmten ihre Tapferkeit. Da sich also Katulus noch weiter zurück zog, breiteten sich die Cimbern in der Provinz aus, und verheerten sie zum Zeitvertreibe, indem sie auf ihre Bundesgenossen die Teutonen, von derer Niederlage sie nichts wußten, mit Ungeduld warteten. Endlich, damit ichs kurz mache, vereinigte sich Marius mit dem Katulus. Die Römer waren nur 52000 Mann stark; das bloße Fußvolk der Cimbern hergegen, nahm, da es in einem viereckigten Haufen aufmarschirte, einen Platz von dreyßig Stadien lang und breit ein. Dessen ungeachtet erfochten die Römer den vollkommensten Sieg, der sich erst mit der gänzlichen Niederlage der Cimbern endigte. Sechzig tausend geriethen in die Gefangenschaft. Wer genauere Umstände von diesem entsetzlichen Treffen, und vom Untergang der

Deutschen Weiber zu wissen begierig ist, den verweise ich auf den Florus, und sonderlich auf das Leben des Marius beym Plutarch. Die Tiguriner standen sich am besten bey der ganzen Sache, weil sie nicht mit den Cimbern über die Alpen gegangen, sondern um ihnen den Rücken zu decken, diesseits geblieben waren. Auf diese Art endigte sich der für Rom anfänglich so gefährliche Krieg im 652sten Jahre nach Erbauung der Stadt.

Die nächstfolgenden vierzig Jahre hindurch wissen wir von unserm Vaterlande, aus Mangel der einheimischen Urkunden, nichts.

Im 695sten Jahre verliessen die Helvetier, an der Zahl dreymal hundert und acht- und sechzig tausend Seelen, ihr Vaterland, welches ihnen zu enge wurde, auf Anstiften des Orgetorich. Sie wollten sich einen bessern Sitz aussuchen, und verbrannten daher ihre zwölf Städte und vier hundert Dörfer, damit um so viel weniger jemand von ihnen Lust bekommen mögte, zurück zu kehren. Aber Cäsar, welcher damals das Kommando in Gallien hatte, schlug sie dreymal, und nöthigte den Rest, der ungefehr in hundert tausend Köpfen bestand, in das verlassene Helvetien, welches nunmehr gewiß geräumig genug für sie war, zurück zu kehren, und dasselbe von neuen anzubauen.

Im folgenden Jahre entstand der Krieg

zwi-

zwischen Cäsar und Ariovist. Die Averner und Sequaner, zwey gallische Völker, stritten mit den Aeduarn, nicht eigentlich um die Oberherrschaft in Gallien, sondern vielmehr um die Oberhand. Nach einem langen, und an blutigen Schlachten sehr fruchtbaren Kriege wurden die Sequaner und Averner sehr in die Enge getrieben. Sie wendeten sich demnach an Ariovist der außer den Markmännern, verschiedene andere deutsche Völker beherrschte, und von den Römern, man weiß nicht, wann, noch weswegen? für einen König und Bundsgenossen erkannt war. An diesen wendeten sich die Sequaner mit großen Versprechungen, wenn er ihnen wider die Aeduar beystehen wollte. Der deutsche König ergriff diese Gelegenheit mit beyden Händen, und gieng im Jahre Roms 681 mit funfzehntausend Mann über den Rhein, denen nach und nach über hunderttausend Markmänner, Sveven, Vangionen, und Sedusier, nebst vielen von andern Völkern, die entweder Ariovist's Unterthanen, oder Schutz- und Bundsgenossen waren, nachfolgten.

Die Deutschen brachten zwar die Aeduar nach verschiedenen blutigen Treffen völlig unter das Joch der Sequaner, und zwangen sie diesen letzten Geiseln zu geben und ewige Unterwürfigkeit zu schwören; hergegen aber blieb Ariovist im Gebiete der Sequaner stehen,

 drei-

breitete sich immer weiter aus, und war es also, über der beyde Völker herrschte. Die Gallier wußten, so wenig als die Frösche in der Fabel, wie sie diesen harten Herrn los werden sollten. Endlich hielten ihre Vornehmsten eine heimliche Zusammenkunft, nach welcher sie im Jahr 696 einige Abgeordnete an den Cäsar der eben damals die Helvetier zur Vernunft gebracht hatte, sendeten, und Hülfe suchten.

Cäsar ließ durch eine Gesandschaft den König Ariovist sehr höflich bitten, Zeit und Ort zu einer für beyde sehr wichtigen Unterredung zu bestimmen. Dieser antwortete: "Wöllt' ich „Cäsarn sehen, so würd' ich zu ihm kommen. „Hat Cäsar etwas von mir zu suchen, so wird „er zu mir kommen müssen". Er setzte hinzu: er könne ohne seine Armee in keine römisch-gallische Provinz gehen. Diese zusammen zu ziehen, wäre beschwerlich. Ausserdem begriff er nicht eigentlich, was Cäsar in Gallien, welches, nach dem Rechte der Waffen den Deutschen gehöre, zu schaffen hätte.

Durch eine zweyte Gesandschaft erklärte sich Cäsar, daß er die Aeduar und übrigen Bundsgenossen der Römer, im Namen der römischen Republik, in seinen Schutz nähme. Ariovist antwortete: Er wünschte, daß den Aeduarn der Name Brüder und Alliirte der Römer recht wohl bekommen mögte. Cäsar mögte übrigens versuchen, wie sichs gegen ein

Herr

Heer föchte, welches seit vierzehn Jahren im Felde stände.

Um eben diese Zeit erhielt Julius Cäsar, auch die Nachricht, daß die Haruden, eines von denen Völkern, so unter Ariovist's Anführung standen, schon in das Gebiete der Aeduar eingefallen wären, und sehr übel wirthschafteten; imgleichen daß ein mächtiges Svevisches Heer am Rheine, und in Bereitschaft stände, in Gallien einzudringen. Er hielt also nicht für rathsam, dem Ariovist Zeit zu lassen, diese letztern an sich zu ziehen, sondern setzte sich in Verfassung, den deutschen König anzugreifen, und führte sein Heer deswegen in großer Eyl nach Bisanz, gegen welchen Ort auch Ariovist im Anzuge war. Dieser wunderte sich, daß die Römer es wagen wollten, mit ihm anzubinden, und bot nun von seiner Seite dem Cäsar eine Unterredung an, welcher ihm dieselbe gern zugestand. Ein jeder führte seine Gründe an, und die Liebhaber von dergleichen Unterredungen können, was diese beyden Heerführer gesagt haben, und was sie nicht gesagt haben, im ersten Kommentar des Cäsars vom gallischen Kriege nachlesen.

Während dieses Gespräches berichtete man den Cäsar, daß die deutsche Reuterey einen Angriff auf die Römer thäte; deswegen brach er die Unterredung ab. Ariovist wünschte sie am folgenden Tage zu erneuern, aber Cäsar

Cäsar hatte keine Lust, sondern begnügte sich den Markus Valerius Procillus an seiner Stelle zu senden. Dies nahm Ariovist übel auf, und ließ den Valerius als einen Spion gefangen nehmen, näherte sich auch noch an diesem und dem folgenden Tag den Römern bis auf zweytausend Schritt, hielt sich aber in seinem Lager ganz stille, aus Gründen, die man im sechsten Stücke dieser Schrift auf der 87sten Seite lesen kann, ohngeachtet Cäsar fünf Tage hinter einander alles that, ihn zu einem Treffen zu bringen. Als Cäsar endlich die Ursache dieses Betragens erfuhr, zwang er die Deutschen zu einer Schlacht. Diese fiel nach einem blutigen Gefecht, zum Nachtheil Ariovist's aus, welcher seine beyden Gemalinnen und eine Tochter im Treffen verlohr. Seine zwote Tochter gerieth in die Gefangenschaft, und Ariovist selbst entkam nur mühsam, mit einem kleinen Reste seines Heeres über den Rhein; alles übrige ward von den Römern niedergehauen oder gefangen.

Diese Schlacht fällt in das Jahr Roms 697. Das übrige dieses und des folgenden Jahres brachte Cäsar zu, die Belgier zu demüthigen, welche ein Heer von hundert fünf und siebenzigtausend Mann zusammen gebracht hatten. Da aber Belgium, obwol seine Bewohner ihrem Ursprunge nach, ein deutsches Volk waren, nicht zu Deutschland gehöret, so über-

übergehe ich diesen Krieg mit Stillschweigen, sowol als die Unruhen, welche zu Ende des 698ten Jahres in Gallien entstanden, und an welchen verschiedene deutsche Völker Theil nahmen, die aber, weil Cäsar sie verhinderte über den Rhein zu gehen, nicht viel ausrichteten.

Im Jahr 699 bekamm Cäsar wieder mit den Deutschen zu thun. Die Usipeten und Tenktern, zwey deutsche Völker, waren von den mächtigen Sveven aus ihren Ländern, die sie bisher besessen hatten, vertrieben. Sie schwärmten etliche Jahre lang herum, überfielen endlich die Menapier, ein deutsches Volk, so am Ausfluße des Rheines wohnete, und zwangen dieselben wiederum, ihr Vaterland zu verlassen, und sich jenseits des Rheins zu setzen. Nun wären sie gleichfalls gern über den Rhein gegangen, aber theils fehlte es ihnen an Schiffen, theils wurden sie von den Menapiern daran verhindert. Endlich aber lockten sie dieselben mit List wieder herüber, erschlugen ihrer eine große Menge, bemächtigten sich ihrer Schiffe, ließen die übrigen Menapier in ihrem ehemaligen Lande, und setzten über den Fluß. Sie drangen in Gallien vor, biß an das Land der Kondrusier und Eburonen, und als ihnen Cäsar entgegen kam, bezeugten sie, daß sie keinen Krieg mit den Römern, sondern nur eine Gegend zu ihrer Wohnung verlangten, indem sie aus ihren Sitzen vertrieben

wären.

wären. Wollten aber die Römer Krieg mit ihnen führen: so würden sie sich einen Wohnsitz erkämpfen, indem ihnen, ausser den Sveven, wider die selbst die unsterblichen Götter nichts ausrichten könnten, bisher noch jedes Volk habe weichen müssen.

Cäser schlug ihnen ihr Verlangen sich in Gallien niederzulassen, ab; bot ihnen aber einen Aufenthalt an den Ubischen Gränzen an. Die Deutschen Gesandten baten sich für ihre Nationen drey Tage Bedenkzeit aus, verlangten aber, die Römer sollten indessen nicht weiter vorrücken. Auch dieses schlug Cäsar ab, weil er vermuthete, daß die Deutschen nur die Zurückkunft ihrer über die Maaß detaschirten Reuterey erwarteten, und zog immer mit seinem Heere fort. Die Deutschen liessen ihm also durch eine zweyte Gesandschaft entbieten: sie wären entschlossen, sich bey den Ubiern niederzulassen, auch zu dem Ende mit denselben in Unterhandlung zu treten, wozu er ihnen drey Tage bewilligen, und zu dem Ende mit seinem Heere stille stehn mögte. Dieses gieng Cäsar ein, mit dem Bedeuten, daß er nur noch etliche Stadien, um nicht Mangel an Wasser zu leiden, vorrücken wollte. Deswegen ließ er auch sogleich seiner Reuterey, die voraus marschiret war, den Befehl ertheilen, sich gegen die Deutschen nur bloß vertheidigend zu betragen.

Allein

Allein so bald die römische Reuterey den Deutschen ins Gesicht kam, griffen diese ungefähr mit achthundert Pferden die Römer an, welche sich auf fünftausend Mann beliefen, und brachten sie in Unordnung. Diese Nationen waren, gleich den Sueviern, gewohnt zu Pferde und zu Fuß zu fechten, und hatten ihre Pferde abgerichtet, daß sie nicht von der Stelle gingen, so bald der Reuter abgesessen war. Sie sprangen also plötzlich herunter, fielen die Römer mit Ungestüm an, stachen einem Theile derselben die Pferde nieder, schwungen sich wieder auf die ihrigen, schlugen den Rest der römischen Kavallerie in die Flucht und hieben ihnen nach bis fast an das Heer des Cäsars. Die Römer wollen in dieser Niederlage nur etliche und siebenzig Mann verlohren haben. Das glaube ihnen, wer Lust hat. Mir däucht, wenn fünftausend vor achthunderten laufen, so müßen sie wohl etwas größere Ursache haben, als einen Verlust von siebenzig Köpfen.

Ich weiß, daß man aus diesem Vorfalle den abgedroschenen Einwurf wider die Treue und Redlichkeit der Deutschen Nation wo nicht ganz beweisen, doch wenigstens bestärken will. Indessen wollen wir im folgenden Stücke sehen, ob sich nicht etwas zur völligen Rettung der Deutschen Ehre sagen lässet.



Der
Deutsche
Zwey und vierzigstes Stück.

Magdeburg, am 19ten October 1771.

Im vorhergehenden Bogen zeigten wir an, daß der Beweis von der Treulosigkeit der Deutschen, in so fern er von dem Vorfall zwischen den usipetischen und römischen Reutern hergenommen wird, auf einem sehr schwachen Grunde stehe. Wir haben in dieser Sache einen guten Gewährsmann an dem Geschichtschreiber des Cäsar, den ehrlichen Plutarch, der, nicht minder für seine Glaubwürdigkeit besorgt, als wir es für die unsrige sind, sich auf den Kanusius stützet. Weil es aber um die Ordnung eine hübsche Sache ist: so finden wir für gut und nothwendig, ehe wir anführen, was uns Plutarch vom Kato erzählet, noch einen Schritt in der Geschichte selbst vorwärts zu gehen, ohne welchen man nicht gar zu wol verstehen würde, was Kato eigentlich sagen wollen.

Nach der kleinen Schlägerey, mit deren Erzählung ich das lezte Stück beschloß, war Cäsar voll Wuth, und die Deutschen Generale voll Unwillen. Diese leztern waren über den Vorfall, welchen ohne Zweifel die Unwissenheit ihrer Reuter veranlasset hatte, so unzufrieden, daß sie sich persönlich in das römische Lager verfügten, sich zu entschuldigen; wobey sie bezeugten, es sey noch im̃er ihr ernstlicher Wunsch sich bey den Ubiern, diesseits des Rheines niederzulassen.

Mir will allerdings bedünken, mein sehr geehrter Herr Professor, daß dieses Betragen der Deutschen vollkommen von dem Bewußtseyn einer gerechten Sache, und von der größesten Redlichkeit zeuge. Die Usipeten und Tenktern brauchten sich ja vor den Römern, denen sie an der Zahl bis zum Unglaublichen überlegen waren, wohl nicht sonderlich zu fürchten, um so weniger, da sie eben erfahren hatten, daß sich fünf tausend derselben, von acht hundert Deutschen in die Flucht schlagen ließen.

„Aber, Cäsar sagt in seinem vierten Kommentar, mit dürren Worten, daß die deutschen Fürsten blos aus Betrug, und um ihn mit glatten Worten aufzuhalten, bis sie erst ihre ganze Reuterey wieder an sich gezogen hätten, in sein Lager gekommen wären?„

Aber, mein Herr, man muß ein verzweifelt dürres Gehirn haben, um nicht begreifen zu können,

können, daß Cäsar sein eigener Advokat ist, der freylich Etwas zu seiner Entschuldigung sagen muß. — Denn, um jeden meiner Leser die Sache in ihr Licht zu setzen, dienet hiermit zur Nachricht, daß Cäsar die deutschen Herren, so bald sie in sein Lager gekommen waren, unter dem Vorwande, als suchten sie ihn zu hintergehen, gefangen nehmen lassen, und schnell gegen die Deutschen angerücket sey. Diese vermutheten nichts weniger, als einen Angriff von Seiten der Römer, weil sie wußten, daß ihre Häupter mit den friedfertigsten Gesinnungen und mit edlem Zutrauen sich in Cäsars Lager begeben; daher wußten sie nicht, ob sie die Hände in den Schooß legen, oder fechten, oder davon laufen sollten. Immittelst drangen die Römer immer auf die bestürzten Deutschen ein, welche, nach der zärtlichen Liebe so dieses Volk ehemals gegen seine Gattinnen hatte, den Weibern und Kindern zu fliehen befahlen, in der Hoffnung, den Feind so lange aufzuhalten, bis diese den Rhein würden erreicht haben. Zu dem Ende vertheidigten sie sich hinter ihren Wagen und Karren so gut sie konnten, aber ihre Tapferkeit war fruchtlos, weil sie keine Anführer hatten. Da sie nun um vollkommen unglücklich zu seyn, die Nachricht erhielten, daß Cäsars Reuterey den fliehenden Weibern und Kindern nachgesetzet, und diese Wehrlosen mit vieler Tapferkeit nieder gemetzelt — ein Umstand,

 der

der Cäsars Ruhm sehr verdunkelt — so nahmen sie in der grösseßten Verwirrung und Betäubung die Flucht. Die Römer verfolgten und trieben sie Heerdenweise in den Rhein. Plutarch setzt die Anzahl der erschlagenen Deutschen auf viermal hundert tausend Mann; Cäsar macht sie noch größer. Die wenigen, so sich über den Rhein retteten, nahmen sowol als die Deutsche Reuterey, (welche, wie im vorigen Stücke gesagt ist, über die Maas gegangen, und also bey diesem Blutbade nicht zugegen war) ihre Zuflucht zu den Sikambern, einer Deutschen Nation.

Man beschloß zu Rom, wegen dieses Sieges ein Dankfest zu feyeren. Als aber deswegen im Senat die Stimmen gesammelt würden, vermogte sich Kato nicht zu halten, sondern rief mit glühenden Unwillen: „Cäsarn müsset ihr den Deutschen ausliefern, und im Namen der Stadt wegen der verletzten Treue und entweiheten Bündnisse Versöhnopfer anstellen, damit die Flüche allein auf das sträfliche Haupt des Schuldigen fallen möchten!„

Dieser Umstand, den Plutarch der Erzählung des Cäsars entgegen stellet, beweiset deutlich, wen selbst die Rechtschaffenen unter den Römern für treulos gehalten, ihren Feldherrn, oder die Deutschen? Hier muß Kato's im vollen Senat gegebene Stimme mehr gelten, als die

die Schminke, die Cäsar seinem Betragen anfleistert.

Nachdem nun Cäsar auf erzählte Art durch sein unredliches Betragen, und durch Abschlagung eines flüchtigen Haufens deutscher Weiber und Kinder einen unrühmlichen Sieg über die Männer erlanget hatte, gab er denen bisher gefangenen Tenkterischen und Usipetischen Fürsten die Freyheit wieder. Diese blieben aber bey dem römischen Heere, weil sie (wenn anders Cäsar die wahre Ursach angiebt) sich nicht getraueten, durch Gallien zu reisen.

Der ruhmsüchtige Cäsar wollte gern die Ehre haben, der Erste zu seyn, der die römischen Adler über den Rhein führte, nur hatte es ihm bisher an einem tüchtigen Vorwande gefehlet. Jetzt glaubte er, ihn gefunden zu haben. Er sandte eine Botschaft an die Sikambern, und verlangte, sie sollten ihm die zu ihnen geflüchteten Tenktern und Usipeten ausliefern. Diese antworteten ihm aber auf gut Deutsch: wofern ja die Römer in Gallien etwas zu sagen hätten, so hätten sie doch diesseits des Rheins nichts zu befehlen. Demnach beschloß Cäsar, die Sikambern zu bekriegen, als er noch dazu von den Ubiern, dem einzigen Deutschen Volke, so dazumal mit den Römern im Bunde stand, um Hülfe wider die Sueven gebeten wurde. Er schlug also in zehn Tagen eine Brücke über den Rhein, und führte sein Heer nach Deutsch-

einzufallen, um gleichfalls ihr Theil von der Eburonischen Beute zu erlangen. Sie waren auch so glücklich, viel Vieh wegzutreiben, und eine nicht geringe Anzahl der fliehenden Eburonen in ihre Gewalt zu bekommen. Von diesen liessen sie sich verleiten, Aduatuka, eine nahgelegene Stadt im Gebiete der Eburonen, in welcher Quintus Cicero mit einer Legion, und einiger Reuterey stand, zu überfallen. Nach einem fruchtlosen Sturm liessen sie von diesem Vorsatz ab, und kehrten mit ihrer Beute nach Deutschland zurück.

Man findet nicht, daß Cäsar nach der Zeit noch etwas wider die Deutschen unternommen hätte; wohl aber, daß er sich in allen seinen nachherigen Kriegen der Deutschen Hülfsvölker bedienet. Nach dem Tode dieses berühmten Mannes wurden die Römer durch ihre innerlichen Unruhen verhindert, an die Ausbreitung ihrer Herrschaft in Deutschland zu denken. Zwar gieng Agrippa, welcher zu der Zeit in Gallien stand, etwa zehn oder zwölf Jahre nach Cäsars Tode über den Rhein; was er aber daselbst ausgerichtet, läßt sich nicht gar zu eigentlich sagen. Einige behaupten, es wären damals die Ubier von den Sveven aus ihren Grenzen vertrieben, und gezwungen worden, jenseits des Rheins eine Wohnung zu suchen; auch soll um diese Zeit Kölln am Rhein erbauet seyn.

Octa-

Oktavius rief den Agrippa aus Gallien zurück, und fieng mit den Pannoniern und Dalmatiern einen Krieg an, in welchem die Deutschen ebenfalls sollen verwickelt gewesen seyn.

Im Jahr 725 nach Roms Erbauung fielen die Sveven abermals in Gallien ein, wozu ihnen ein Aufstand verschiedener gallischen Völker Gelegenheit gab. Oktavius stellte ihnen den Kajus Karinas entgegen, welcher die Gallier demüthigte, und die Deutschen glücklich zurück trieb. Wegen dieses Sieges triumphirten Karinas und Oktavius drey Tage nacheinander.

Es ist wahrscheinlich, daß die Römer damals schon einen festen Fuß in Deutschland müssen gehabt haben, theils, weil sie sich häufig der Deutschen Hülfsvölker bedienten; theils, weil Oktavius, der ungefähr um diese Zeit den Namen August annahm, eine starke Leibwache von Deutschen und Batavern hatte, welche doppelten Sold bekamen.

Im Jahr 729 wurden etliche römische Kaufleute von den Deutschen erschlagen, vermuthlich waren sie unter eine solche deutsche Völkerschaft, die keine Handlung duldete, gerathen. Um sich deswegen zu rächen, sandte August ein mächtiges Heer unter den Befehlen des Vinicius nach Deutschland, welches daselbst glücklich gewesen seyn soll; wenigstens

ward dem August die Ehre des Triumphs zuerkannt, welche er aber ablehnete.

Nach diesem entstand der langwierige sogenannte Sikambrische Krieg, welcher an die achtzehn Jahre gedauret hat. Melo, Herzog der Sikambern und seine alten Bundesgenossen, die Tenktern und Usipeten verbanden sich mit einigen andern deutschen Völkern, bekriegten erst ihre Nachbarn, und giengen endlich über den Rhein und beunruhigten Gallien. Agrippa und Markus Lollius wurden ihnen entgegen gestellet, welche den Deutschen auch den Rückweg zeigten. Agrippa gieng darauf nach Hispanien; Lollius blieb in Gallien, und legte den Deutschen sehr schwere Schatzungen auf. Man kann sich leicht vorstellen, daß dieses gar nicht nach dem Geschmacke der Deutschen müsse gewesen seyn; auch fanden die Sikambern für gut, die römischen Officier welche den Tribut einfoderten, und deren Anzahl sich über zwanzig belief, samt und sonders aufzuhenken, von neuen über den Rhein zu setzen und in Gallien ein bischen übel zu wirthschaften. Sie wurden bald von mehrern deutschen Nationen verstärket, und begegneten dem Lollius welcher wider sie anrückte, mit solcher Tapferkeit, daß erst seine voraus gegangene Reuterey, und dann sein ganzes Heer völlig geschlagen ward, wobey eine Legion ganz aufgerieben, und ein Adler verlohren wurde.

August

August begab sich in Person nach Gallien als er diese Niederlage vernommen hatte; er kam aber ein wenig zu spät, denn die Deutschen waren schon zurück über den Rhein gegangen. Die Römer versichern übrigens, daß die Sikambern beym August um Friede gebeten, und zu dem Ende Geiseln hätten geben müssen, allein dieser Umstand ist nicht sehr wahrscheinlich. So viel ist aber gewiß, daß August bis ins dritte Jahr in Gallien geblieben, woselbst er verschiedene Festungen anlegte, um die Eroberungen der Römer vor den Deutschen zu sichern; und in dieser Absicht ließ er auch etliche Legionen daselbst. Um aber die Gemüther der Deutschen an sich zu ziehen, ertheilte er einigen Städten das römische Bürgerrecht; und als er glaubte, sich von allen Seiten recht gut vorgesehen zu haben, vertrauete er seinem Stiefsohne Klaudius Drusus die Verwaltung alles dessen, was die Römer diesseits und jenseits des Rheins besassen, und er selbst kehrte nach Rom zurück. So bald er sich aber entfernet hatte, wegerten sich schon die Gallier, den harten Tribut zu bezahlen, und die römisch-deutschen Völker machten es eben so. Einige Städte giengen so weit, daß sie den römischen Officiers, welche die Abgaben eintreiben sollten, die Thore vor der Nase zumachten.

Zwar

Zwar gelang es dem Drusus, die Gallier theils durch Gewalt, theils durch andere Wege zu beruhigen; hergegen die Deutschen widersetzten sich ernstlich, und ausser den Sikambern und ihren Bundsgenossen, stellten sich verschiedene andere deutsche Völkerschaften ins Feld. Auch die Pannonier griffen wieder zu den Waffen. Diesen letztern stellte sich Tiborius entgegen? die Deutschen schlug Drusus zurück als sie über den Rhein gehen wollten, und gieng darauf selbst über diesen Fluß, verheerte die Länder der Usipeten, Katten und Tenkterer, schlug die Markmänner, und soll auch die Friesen überwunden haben. So viel ist gewiß, daß diese ihm gleich darnach wider ihre Nachbarn, die Brukterer, nachdrücklichen Beystand ;leisteten. Er legte hierauf eine Festung auf der Grenze zwischen den Friesen und Brukterern an, und kehrte zurück.

So bald er entfernet war, rührten sich die Sikambern wieder, zu welchen sich, außer ihren alten Bundsgenossen, auch die Cherusker und Sveven gesellten. Drusus gieng also im Anfang des Jahrs 744 wieder nach Deutschland. Weil sich alle deutschen Völker in deren Ländern er drang, in ihre fürchterlichen Wälder zogen, war es ihm leicht, sich zu rühmen, er habe die Usipeten, Tenktern und Chauzen überwunden. Er fiel in das Sikambrische Gebiet, gerade als diese wider die Katten, welche es

es damals mit den Römern hielten, gezogen waren, um sie zu einem entgegen gesetzten Bündnisse zu zwingen. Da er also keinen Widerstand antraf, verheerte er alles bis an die Weser, über welchen Fluß er in das Land der Cherusker einzufallen willens war, allein der nahe Winter bewog ihn, zurückzugehen.

Wie nun die Sikambern und ihre Alliirte den Rückzug des Drusus erfuhren, liessen sie die Katten in Ruhe, und marschirten wider die Römer. Sie nahmen ihre Maaßregeln so gut, daß sie den Drusus in einem eingeschränkten Thale einschlossen. Schwerlich würde auch von den Römern jemand entkommen seyn, wenn sich die Deutschen nicht des Sieges so gewiß gehalten, und mit eben so vieler Ordnung als Kühnheit gefochten hätten. So aber glaubten sie, nicht fehlen zu können, und hatten schon zum voraus einen Vertrag wegen der Beute unter sich errichtet, vermöge dessen den Sikambern alle Gefangene, den Cheruskern die Pferde, und den Sveven die Armbänder, Halsketten, und überhaupt alles Gold und Silber zufallen sollte.

Bey dieser Gelegenheit könnt' ich meine Leser an einen vorläufigen Theilungstraktat aus der neueren Geschichte, der mit diesem hier, vorzüglich in Absicht des Erfolgs, viel ähnliches hat, erinnern; aber ich müßte mich

sehr

sehr irren, wenn nicht ein jeder von selbst, auch unerinnert, daran denken sollte.

Die Sikambern hatten, als es zum Gefechte kam, sowol als ihre Bundsgenossen, nichts im Kopfe, als die Beute, darüber wurden sie, obgleich mit grössem Verlust von römischer Seite, aufs Haupt geschlagen, und Drusus setzte seinen Zug ohne sonderliche Verhinderung gegen den Rhein fort, an welchem Flusse er eine Festung, und eine andere an der Lippe anlegte. Im folgenden Jahre soll er die Katten, welche sich nunmehr zu den Sikambern geschlagen hatten, gedemüthiget haben. Er gieng im Jahr 745 abermals mit einem starken Heere nach Deutschland, und gerades weges auf die Weser zu. Ehe er diesen Fluß erreichen konnte, fielen aber verschiedene hitzige Treffen zwischen ihm, und den Sveven vor. Endlich arbeitete er sich bis an die Weser, über welche er seine Armee führte, und das Land der Cherusker bis an die Elbe mit Feuer und Schwerdt verwüstete. Ueber die Elbe selbst, an deren Ufer er ein Siegeszeichen errichtete, getrauete er sich nicht zu setzen, weil, nach der Alten Sage, eine Erscheinung ihn gewarnet, und das Ziel seiner Siege und des Lebens verkündiget haben soll. Er starb in Deutschland als er im Rückzuge begriffen war, an einem Beinbruche. Man schreibt ihm die Erbauung verschiedener

Städte

Städte, z. B. der Stadt Magdeburg, Bremen, Salzwedel, u. a. m. zu, welches wir dahin gestellt seyn lassen.

Nach seinem Tode ward der Krieg in Deutschland dem Tiberius anvertrauet. Es schien aber nunmehr, als ob die Deutschen des Krieges müde wären; wenigstens sandten verschiedene Völker Botschaften an August, welcher damals in Gallien war, um einen dauerhaften Frieden zu schliessen. Dieser schleppte die Gesandten von einer Stadt zur andern mit sich herum, und hielt sie lange Zeit unter allerley Vorwande auf, bis sie endlich müde wurden, sich länger gleichsam als Staatsgefangene halten zu lassen, und sich aus Unmuth, weil man ihnen nicht gestattete, wieder nach ihren Vaterlande zu gehen, selbst das Leben nahmen. So bald die Deutschen den Tod ihrer Botschafter hörten, rüsteten sie sich, und thaten dem Tiberius vielen Abbruch, der aber dennoch zuletzt die Sikambern zwang, auf seinen Befehl aus ihrem Vaterlande zu entweichen, und sich jenseits des Rheines niederzulassen. Verschiedene Völkerschaften sollen sich zu einem Frieden mit ihm bequemet haben; andere aber, z. B. die Markmänner, die Marsen, und mehrere verliessen lieber ihre Wohnsitze, und suchten bey andern Deutschen Völkern einen Aufenthalt, ehe sie einen Frieden

den schlossen, der sie den Römern zinsbar gemachet hätte.

Tiberius gieng hierauf nach Rhodus, weil er mit dem August zerfallen war, und hielt sich daselbst verschiedene Jahre auf. In Deutschland fielen unter der Zeit zwar einige Unruhen vor, die aber von keiner gar grossen Erheblichkeit müssen gewesen seyn, und von denen wir weiter nichts wissen, als daß Vinicius drey Jahre hinter einander die römischen Truppen angeführet; ferner, das Lucius Domitius Aenobarbus bis über die Elbe soll gekommen seyn, welches vor ihm noch kein römischer Feldherr gewaget hatte; und daß die Deutschen allenthalben mit ihrer gewöhnlichen Tapferkeit gefochten. Sonst scheinet bis nach Christi Geburt nichts sonderlich wichtiges in Deutschland vorgefallen zu seyn.

Die Fortsetzung folget künftig.



Der
Deutsche.
Drey und vierzigstes Stück.

Magdeburg, am 26ten October 1771.

—„ Aber sagt mir, wenn ihrs wisset, was mag das Ding zu bedeuten haben?„

Das weiß ich nicht! antwortete der eine.

Ich auch nicht! sagte der zweyte.

Ich eben so wenig! sagte der dritte, vierte und fünfte. — Der Henker mag es wissen! rief der sechste; und, beym Lichte besehen, was kümmert es mich? —

„Dann, ihr Herren, seyd ihr alle mit einander gerade so klug als ich, setzte Emmerich. Aber wissen möcht' ichs doch, sagte er hinzu, und beguckte die Tafel von allen Seiten. Das Ding sieht doch so drollig — Warum war ich aber auch so ein Narr, und ließ das Gespenst weghuschen? —„

Je! Brüderchen, ich hätt' es schon halten wollen, sagte ein junger Edelmann; wenigstens wär' ich hinter her gelaufen. — Wärst du? versetzte Emmerich; Thoro, das sag' ich

dir, mit dem schnellsten seiner Blitze hätt es nicht ereilet. Aber, ihr Herren, was zerbrechen wir uns den Kopf? dabey kommt der Magen zu kurz. Laßt den Becher herum gehen.

Die deutschen Herren tranken, fanden den Meth vortreflich, sangen dann und wann ein Liedchen — aber von Zeit zu Zeit dachten sie an die verzweifelte Tafel. Zwanzig mal gieng sie aus einer Hand in die andere; sie ward weggelegt; man trank — aber beständig kam man wieder auf die Tafel zurück.

Es ist eine seltsame Sache, lieber Leser, um die Neugier. Wir alle, so viel unser waren, sind und seyn werden, haben dieses poßirliche Ding von der neugierigen Mutter Eva geerbet, und werden es erben. Man hat sich die Mühe gegeben, hin und wieder viel Böses von diesem allgemeinen Erbstücke zu sagen, und — eben so viel Gutes. Denn — ihr mögt mir es glauben, oder nicht — unter allen Dingen, die, wesentlich oder zufällig, zu dieser unsrer Welt gehören — selbst das lachende Ding, in welchem, wie ihr wisset, die Neugier vorzugsweise wohnet, nicht ausgeschlossen, giebt es kein einziges, von dem sich mehr Gutes und Böses zugleich sagen ließe, als die Neugier, ...

„Mein Herr, sie vergessen die Tafel!„

Lassen sie das gut seyn; ich weiß, wo ich sie

sie hingeleget habe, und will sie schon wieder finden, wenn ich sie brauche.

.... Denn unter allen hat kein einziges so viel Gutes und Böses gestiftet, als sie, ja nachdem sie am rechten Flecke sitzet und gegen das rechte Fleck gerichtet ist. Ohne Neugier, mein Frauenzimmerchen, müßte der Teufel selbst Mademoiselle, zu ihnen sagen! — und das wäre recht hübsch. Aber ohne Neugier hätten sie in Ewigkeit keinen Mann bekommen! — Gott bewahre! — Indessen macht ihre Neugier, daß die Stirn ihres Mannes .... Hm! sie verstehen mich! — Fy, Madam, das taugt den Henker nicht! Die Neugier schaffet einem Buche Leser — das ist wenigstens für den Verleger gut. Aber durch sie wird es wieder vergessen — ob das gut oder nicht gut sey, darüber liesse sich disp ....

„Mein Herr Deutscher, wenn es ihnen doch gefällig seyn möchte, uns das Histörchen von unserm Freund Emmerich vollends zu erzählen?„

Von Herzen gern, Mesdames! Es ist mir erfreulich, daß Freund Emmerich sie interessiret. Aber gestehen sie mir, diesmal möchten sie nur gern in die Tafel kucken.

Nun dann, ihr Töchter Evens! — und ihr Söhne Adams! — dann was diesen Punkt betrifft, bey meiner Treu, da habt ihr einander nichts vorzuwerfen — um euere

Neugier zu befriedigen, muß ich also wol meine Lob- und Schmachrede auf die Neugier bis zu einer andern Gelegenheit aufheben; wiewol ich zweifle, daß sich mir jemals eine so bequem anbieten möchte. Es ist euere Schuld, wenn ihr um viele gute Sachen kommt, welche ich euch sagen wollte.

Vorläufig will ich also hiermit zu wissen thun, daß das Täfelchen, in dem .... Aber es klopft jemand — zwar nicht an meine, sondern an Emmerichs Thür. Was soll ich nun anfangen! Seit dem es dem Sohne Amram's einfiel ein Autor zu werden, ist wol schwerlich ein Autor in solcher Verlegenheit gewesen!

Hier ist meine Feder; eine so gute Feder, als je ein Schriftsteller gehabt hat — ich habe diese zwey und vierzig Stück und das heutige, bis hieher damit geschrieben — aber ich schenke sie — und meine Vokation zum Autor oben drein — dem, der mir jetzt einen guten Rath giebt. Soll ich fortfahren zu erzählen? — dann werden die Klopfenden von der Sonnenhitze gebraten. Soll ich diese hereinführen? — dann möchtet ihr böse werden; oder, was mir noch ungelegener wäre, euere Neugierde möchte erkalten. — Aber als ein Schriftsteller der zu leben weiß, will ich lieber erst die Ankommenden unter Dach bringen; denn was euch betrifft, lieber Leser, so werdet

ihr,

ihr, wofern ihr anders dieses Blatt nicht unter freyem Himmel leset, samt und sonders gut aufgehoben seyn. Die Geschichte des Täfelchens wird sich ohnehin, dafür bin ich Bürge, von selbst aufklären.

Emmerich, bey dem, wie ihr wol werdet gemerkt haben, die Gesellschaft, lauter wackere Deutsche, versammelt war, lief geschwinder als ich erzähle, die Thür aufzumachen. Es waren zween Officiers von Augusts Deutscher Leibwache, ein Paar Jünglinge die Rom verderbet hatte, welche in das Haus traten. Emmerich bewillkommete sie mit seinem offnen deutschen Wesen, und führte sie zu seiner Gesellschaft.

„Salvete, ihr Herren! — Totus vester sum, ihr Herren! — Es gaudiret mich, herzlich! aus den interiorsten Penetralien meiner Brust, hier so viele honoritteste und sehr dilekte Popularen zu finden! —„

Seyd ihr rasend? rief Emmerich. Was Teufel ist das für ein Geschnatter!

Die beyden Jünglinge sagten zu ihrer Entschuldigung ungefähr eben das, was heute ein junger faselnder Windbeutel, dem ein Paar Brocken Französisch den Magen überladen haben, sagen würde. Sie beriefen sich auf den guten Ton, auf die Armuth der deutschen Sprache, u. s. w.

Legt euch, sagte Emmerich, auf eure vaterländische Sprache, so werdet ihr finden, daß sie viel reicher sey, als irgend eine andere. Wenigstens ist sie reich genug, jemand einen guten Tag zu wünschen? — In den seltnen Fällen, wo ein Begriff nicht anders, als durch eine weitläuftige Umschreibung im Deutschen ausgedruckt werden kann, ließ' ichs allenfalls gelten, der Kürze wegen, es mit einen einzigen ausländischen Worte zu sagen; so bald wir aber einen eben so guten Ausdruck in unsrer Sprache haben, versteht ihr, so ist es ungereimt, die Rede einer vielfarbigten Gauklerkappe ähnlich zu machen. Das Buntschäckige ist, wo nicht ein Merkmaal der Narrheit, doch immer ein Kennzeichen eines schlechten oder nicht gesetzten Geschmackes.

Die beyden Officiere wagten es nicht, ihm zu widersprechen, entschuldigten sich aber damit, daß ihnen durch den langen Aufenthalt in Rom, die römische Sprache geläufiger sey als die ihrige.

Nun gut, sagte einer von den Anwesenden, auf den Fall redet römisch. Wir verstehen es alle. Aber nehmt es nicht übel, Deutsch ist uns geläufiger; Deutsch werden wir euch antworten.

Nun müheten sich die jungen Herrn, lateinisch zu reden; aber diese Sprache war ihnen bey weiten so geläufig nicht, als sie sagten,

und

und in jede Redensart mischten sie nunmehr deutsche Wörter, oder wenigstens deutsche Wortfügungen. Die Versammlung lächelte; weil sie aber die Gecken unheilbar fand, ließ sie die Jünglinge reden wie sie wollten, nur konnte sich ein Greis, der etwas von der Sprache der Britonen verstand, nicht enthalten, zum Spott, alles was er sagte, mit brittischen Wörtern zu durchspicken. Hierdurch setzte er die beschämten Officiers in die Nothwendigkeit, ihn alle Augenblicke um Erklärungen zu bitten.

Unser Cherusker konnt' indessen sein Täfelchen nicht vergessen. Ihr seyd länger in Rom gewesen, sagte er zu den Angekommenen; ich muß euch einen Vorfall erzählen. Heute, da ich ein wenig auf der Straße herumschlentre, es war in der Mittagsstunde, gehe ich durch ein einsames Gäßchen. Der Anfang, ihr Herrn, verspricht nicht viel, wie ihr sehet. Mit einem male stehet ein verhülltes Weib vor mir, drückt mir, ich weiß nicht was, in die Hand, und schnell, wie ein verschwindender Geist, ist sie euch um die Ecke. Ich flog ihr nach, aber weg war sie. Ich wendete mich also, und spatzierte nach Hause, und unterwegs besah' ich, was man mir gegeben hatte. Es war dieses seidne Tuch, worinn ich etwas Hartes eingewickelt fühlte. Als ichs auseinander schlug, fand ich ein Täfelchen, das an allen Ecken flimmerte; es ist mit etwas überzogen, das mir wie Wachs

ausſiehet, und worinn allerhand abentheuerliche Krakelfüße eingekritzelt ſind. Da, beſeht es, und wenn ihrs verſteht, ſo erklärt es uns? denn ich und dieſe Herren hier, wir haben es hinten und vorn bekuckt, aber wir können nicht klug daraus werden.

Die Officiers er[illegible]nten über die Koſtbarkeit der Schreibtafel, welche mit Gold und blitzenden Edelſteinen gezieret war. Freund! rief der eine, du biſt zu beneiden! Unter Brüdern iſt das Täfelchen ein Ritterguth werth! und...

Ich ſchenke dir den Plunder, fiel Emmerich ihm ins Wort, wenn du ihn irgend wozu brauchen kannſt, denn ich wüſte nicht, wozu er mir taugte.

Der Officier bedankte ſich mit tiefen Bücklingen. Schone deinen Rücken, ſagte der Cheruſker, einem Deutſchen ſtehen die knechtiſchen Kratzfüße nicht. Zudem acht' ich das Täfelchen keines faulen Käſes werth. — Aber weißt du's, ſo deute mir die Krakelbeine, die in das Wachs gekratzet ſind, ich vermuthe, daß es eine Gedankenmahlerey iſt — denn die Römer ſollen, wie ich oft gehört, ihre Gedanken mahlen können. — Aber um ſo viel lieber ſchenk ich dir das Täfelchen; denn, ſiehſt du, ich mag keinen römiſchen Gedanken weder in meinen Herzen, noch in meinem Hauſe leiden.

Und eben diese Krakelbeine, wie du sie nennst, machen dich neidenswerth, erwiederte jener, nicht die funkelnden Steine, oder das Bischen Gold. Hör zu! ich will dir diese Gedankenmahlerey vorsagen. Mit diesen Worten nahm er die Schreibtafel, und laß folgendes:

„Liebenswürdiger Fremdling,

„dich wünscht ein Frauenzimmer zu sprechen. Sey heute, wenn es finster wird, da „wo man dir dieses Täfelchen gab; dieselbe „Sklarinn soll dich zu mir führen. Folge ihr „ohne Bedenken, der Weg wird dich nicht „reuen.„

Hab' ichs nicht gedacht, rief Emmerich, als der Brief verlesen war, daß sichs nicht der Mühe lohnen würde, den Bettel mit nach Deutschland zu nehmen! Doch soll mir wundern, was mir das Frauenzimmer zu sagen hat. Wenigstens ist die Art der Einladung völlig sonderbar.

Ja wol, sonderbar! antwortete der Officier, und konnte sich nicht entbrechen, über die Unerfahrenheit des Cherusters zu lächeln. Besuchen sie mich morgen, fuhr er fort, und vertrauen sie mir den Ausgang ihres Abentheuers — denn wahrscheinlich wird die Dame sie wol so lange aufhalten, daß wir sie hier nicht werden erwarten können.

Jüngling, sprach ein alter Edelmann zu Emmerich, mein Rath wäre, du giengest nicht!

Ich ehre deinen Rath, antwortete dieser, aber laß mich gehen. Ich möchte doch erfahren, was mir eine Römerinn zu sagen hat.

Er gieng, und es ward ihm schwer, das Gäßchen in der Finsterniß zu finden. Endlich fand ers, und traf die Sklarinn schon auf ihrem Posten. „Beym Kastor! mein Herr, sie lassen sich lange erwarten.„ — Hm! sagte Emmerich, hättet ihr doch immer mögen eurer Wege gehen, wenn euch die Zeit lang geworden ist. Hätt' ich euch nicht gefunden, wahrhaftig, ich würde nicht auf euere Ankunft gewartet haben. — „Gut also, daß ich die erste war!„

Damit nahm sie ihn bey der Hand, und trippelte fort; Emmerich trabte neben her.

Ich kann denen Leuten, die so herzlich gern jeden kleinen Umstand einer Begebenheit wissen möchten, nicht mit der Nachricht andienen, ob sie durch viele oder wenige Strassen gegangen; ob sie einen Umweg oder den richtigsten Weg genommen, u. s. w. Die wahre Ursach ist: ich weiß von allem diesen nicht eine Sylbe.

Genug, sie standen am Ende ihrer Wallfahrt, an einer sehr kleinen Hinterthür eines sehr großen Pallasts, stille. Das Mädchen schloß — ohne Geräusch, versteht sich — auf, und führte unsern irrenden Ritter durch einen

einen schmalen Gang, eine schmale Treppe hinauf, gieng mit ihm durch verschiedene Zimmer — und das alles im Dunkeln, wie ihr denken könnt. — Endlich, nachdem sich Emmerich zwanzig mal an den Kopf gestossen hatte, öffnete seine Führerinn eine Thür, schob den Deutschen hinein, und schloß hinter ihm zu.

Freund Emmerich sah um sich her und fand sich in einem sehr großen und prächtigen Zimmer, welches durch etliche gut angebrachte Lichter sehr schwach erhellet war. Ganz am Ende des Saals stand ein Ruhebette, so prächtig, daß er es beynahe für den Thron Wodan's angesehen, und sich in den Wohnungen der Seligen geglaubet hätte. Langsam näherte er sich dem Bette, und fand . . . .

Wir gestehen euch, lieber Leser, daß wir uns nicht darauf einlassen können, euch zu mahlen, was Emmerich fand. Wenn es darauf ankommt, eine Seele zu schildern, so bemühet euch zu uns; wir treffen, und — ein Umstand bey dem euer Beutel seine Rechnung findet — wir mahlen umsonst! Aber solche Gegenstände wovon hier die Rede ist — nun, da fühlen wir unsre Schwäche, und bekennen, daß wir zu dergleichen Kabinetstücken weder Talent noch Farben, noch Pinsel haben. Und wollte Gott, alle unsere Kollegen wären so aufrichtig! — Nach diesem offenherzigen Geständnisse hoffen wir, ihr werdet mit dem etwanigen

nigen Abrisse vorlieb nehmen, den wir euch in der Entfernung zeigen werden. Bietet immer euere ganze Einbildungskraft auf, und sorget nicht, daß ihr zu weit gehen möchtet.

Emmerich fand also — was wir ganz froh sind, nicht gefunden zu haben; denn wir sind nicht allzusicher, daß unsere Philosophie nicht am Ende einen oder andern derben Nasenstüber bekommen hätte. — Er fand eine göttliche Gestalt von einem Mädchen auf dem Ruhebette, halb sitzend, halb liegend. Ein kleines Füßchen berührte die Erde, über welches das andere ganz nachläßig geschlagen war, und eine Wade verlohr sich unter das Gewand, die des Fusses würdig war. Das Mädchen lag in einer zauberischen Stellung, auf die eine Seite gelehnet; der Kopf ruhete in der linken Hand, und die schönsten Finger verbargen ein Theil der Stirn. Ein Götterbusen wallete dem jungen Cherusker entgegen. Die rechte Hand lag auf diesen Busen, sorgenloß, daß sie solche Reize dem Auge entzog. Das Gewand des schönen Mädchens war von der Art, welche Martial, wo ich nicht irre, einen Nebel von Leinewand nennet, ein so feiner durchsichtiger Flor, daß man allenfalls hätte schweren müssen, sie sey nicht unbekleidet. Diese Nymphengestalt war dem Ansehen nach, in einen süßen Schlummer versenkt. Ihr Athemzug war so gleich, und hob den vollen Busen so sanft!

sanft! sie selbst so schön, so himmlisch! — Denkt euch die wollüstige Dämmerung die der Schönheit so vortheilhaft ist, in einem Zimmer voll Rosenduft hinzu! — und dann sagt mir, Leser, würdet ihr gethan haben, was Emmerich that?

Was that denn Emmerich? das könnt ihr leicht errathen;
Er that, was Bruder Lutz, und ihr, und ich nie thaten,
Allein, was jeder thut

der unzähligemal in seinem Leben mit den schönsten Mädchen von der Welt in einem und demselben Bade gewesen, und bis in sein zwanzigstes Jahr unbekleidet unter unbekleideten Schönheiten aufgewachsen ist, mit ihnen — vielleicht Blindekuh, oder Schnellkügelchen, was weiß ichs? — in aller Unschuld gespielet, und sein Auge an ihre Reize gewöhnet hat. Er sah, ich schwers euch, von allen den Schönheiten, die wir versucht haben, euch von fern zu zeigen, und — von noch größern die ihr euch denken mög't — weiter nichts, als eine schlafende Person. Und eine schlafende Person will, wie ihr wißt, nun eben so wunderviel nicht sagen. Darum näherte er sich ganz gelassen, und zupfte die schlummernde Grazie ein Paar mal am Ermel — Madame, he! Madame! um sie schlafen zu sehen, hätten sie nicht nöthig gehabt, mich

mich eine halbe Meile bey Nacht und Nebel laufen zu lassen.

Das süße Geschöpf öffnet ein Paar große schwarze Augen, und richtet sie mit einem Lächeln

das auf Rosenwangen,
Wo Liebe wohnt, und Scherze sich umfangen,
Mit leisen Zephyrtritten schleicht,

auf den jungen Deutschen. „Sind sie es, Emmerich? sagte sie mit einer Silberstimme. Sie lassen sich lange erwarten.„ — Ja, daß sie vor lauter Ungeduld eingeschlafen sind, antwortete er. Aber nun bin ich hier. Was soll ich? sprechen sie ohne Umstände. „Je nun, sie sollen mir was erzählen!„ sagte die Dame mit einiger Entrüstung. Emmerich horchte auf den Ton ihrer Stimme — er sah genauer auf sie und wahrhaftig, — er stutzte ein wenig.

Ich hätte es meinen Lesern schon lange sagen können, wer die Dame war — denn unter uns, es ist schon ein Weilchen, daß ich sie erkannt habe; wär' es aber billig gewesen, daß alsdenn Freund Emmerich, der es am ersten wissen mußte, es gerade zuletzt erfahren hätte? Ohnehin laß ich gern einer Geschichte ihren natürlichen Gang, ohne mit schiefen Erläuterungen voran zu spatziren. Zu seiner Zeit entwickelt sich alles von selbst, oder die Geschichte ist keine rohe Bohne werth.

Emmerich stutzte ein wenig, als er Julien er-

erkannte. Prinzeßinn, sind sie es! — Wer nicht von selbst fühlet, daß die Lage des Cheruskers, so bald er die Prinzeßinn erkannt hatte, um die Hälfte gefährlicher wurde, dem wird es nicht begreiflich zu machen seyn, daß er den Tag vorher, Julien nächst seiner Ehrmuth, für die größte Schönheit erkläret hatte, dies, oder etwas sehr ähnliches, hab' ich schon irgendwo gesagt. Seht ihr noch nicht; so kann ich euch nicht helfen.

Julie hatte die Liebe vortreflich studiret. Man sagt, alle Frauenzimmer thun dieses. Ich weiß es nicht, aber es kann seyn. Das weiß ich, daß Julie sie alle übertraf — doch nehm' ich nach reifer Ueberlegung die Ninon aus. Ovid, dieser in den amathusischen Geheimnissen so erfahrne Mann, war ihr Lehrer gewesen, und — ein glückliches Naturel that das Uebrige. Hätte sie den Cherusker überwunden, so wollt' ich sie ohne Bedenken über Ninon gesetzt haben. Und — seht! hier liegt mein Plutarch; ich setze ihn gegen den gehörnten Siegfried — oder habt ihr den nicht, gegen einen kritischen Kalender auf die Wette! mit einer kleinen Veränderung im Angriff, hätte Julie alle Emmeriche im ganzen Cheruskerlande besiegt. Denn, wenn ihr glaubt, daß die Ueberwindlichkeit eine allgemeine Schwachheit bloß des schönen Geschlechts sey: so sag' ichs euch und der ganzen Welt — wofern es, wie ich nicht

zweifle,

zweifle, die ganze Welt glaubt — daß ich mir die Freyheit nehme, gerade der entgegen gesetzten Meynung zu seyn. Ich traue der weiblichen Tugend jederzeit mehr als der männlichen. Wär' ich ein Frauenzimmer, so würd ich ein schönes Buch über diese Materie schreiben; und mich wundert, wie es möglich ist, daß noch keine den Einfall gehabt hat. — Doch, alles genau erwogen, thun die Schönen nicht Unrecht, daß sie diese Materie nicht berühren. Denn, ihren Satz zu erweisen, würden sie gezwungen seyn, darzuthun, daß die weiblichen Künste unwiderstehlicher sind, als die männlichen — oder mit andern Worten: daß sie ein Uebergewicht an Schlauigkeit besitzen, daß sie öfter als wir, die schwache Seite des Feindes kennen, und listig genug sind, sich überwunden zu nennen, wenn sie der siegende Theil sind.

Was Julien und Emmerich betrifft — Aber halt! ich verspare den Schluß dieser Geschichte auf das nächste Buch, zu dessen Verfertigung mich mein Dämon verführen wird. Gegen die Zeit sind meine jungen Leserinnen und Leser ein Paar Jahr älter, und ich darf nicht befürchten, ihnen wider meinen Willen gefährlich zu werden. Daß Juliens Kunst nicht siegte, hab ich schon gesagt.



Der
Deutsche.
Vier und vierzigstes Stück.

Magdeburg, am 2ten November 1771.

Fortsetzung
des zwey und vierzigsten Stückes.

Bald nach Christi Geburt rief August den Tiberius von Rhodus zurück, und sandte ihn nach Deutschland. Er fand aber am Ufer des Rheines ein auserlesenes Heer von alten versuchten Kriegern, die mehrentheils schon in den Rhätischen, Armenischen und andern Kriegen unter seinen Befehlen gedienet hatten. Der Soldat empfing ihn mit Jauchzen; er selbst bemerkte mit Vergnügen, daß sich das Heer von seiner Anführung sehr viel versprach; demnach führte er dasselbe in der ersten Wärme dieses Zutrauens über den Rhein, in das Gebiet der Kaninefaten, (Friesland) von da zu den Attuariern, (Cleve;) von da zu den Brukterern, (Westphalen, Münster rc.) und alles das beynahe so geschwinde, als ich dieses schreibe. — Es ist sehr wahrscheinlich, wenn man auf die Geschwin-

digkeit siehet, mit welcher Tiberius alle diese streitbaren und zahlreichen Völker bezwungen haben soll, daß er — kein einziges derselben bezwungen habe, um so mehr, da wir nirgends finden, daß in diesem ganzen Feldzuge, welcher doch, wie wir gleich hören werden, tief in dem Winter daurete, auch nur ein einziges Treffen vorgefallen sey. Man kennet aus den vorhergehenden Blättern die Gewohnheit der Deutschen, sich in ihre Wälder zu ziehen, und die Praleren der Römer. So viel ist gewiß, daß Tiberius alle jetzt genannten Länder mit Feuer und Schwerdt verwüstet habe; allein die Bewohner derselben blieben so frey als vormals die Sikambern, in deren Gebiete Cäsar achtzehn Tage lang gestanden hatte.

Von den Brukterern zog Tiberius in das Cheruskische Gebiet, über die Weser, an welcher er zu seiner Sicherheit den Sentius Saturnin mit einigen Völkern stehen ließ. Allein, auch die Cherusker ließen sich mit ihm nicht ein. Während diesen Unternehmungen war die bequeme Jahrszeit längst verflossen, und da ihn der Winter verhinderte, weiter zu gehen, führte er das Heer an die Lippe zurück, woselbst er überwinterte.

Im folgenden Jahre soll er die Chauzen überwunden, und gezwungen haben, ihre sämtliche Waffen an die Römer abzugeben. Im fünften Jahr nach Christi Geburt, schlug er die

Lango-

Langobarden, eine sehr kleine, aber im übrigen fast die tapferste deutsche Nation, welche damals in der Gegend von Bardowik und Lüneburg gewohnet haben soll.

Die Römer hatten auch eine starke Flotte ausgerüstet, welche um eben die Zeit in die Elbe lief, als Tiberius die Langobarden überwunden hatte, und Mine machte, die auf der andern Seite der Elbe wohnenden Hermunduren und Semnonen zu überziehen. So bald diese seine Absicht merkten, versammelten sie in der grössesten Geschwindigkeit ein zahlreiches Heer, und lagerten sich an ihrer Seite des Flusses, den Römern gegen über. Dieses schreckte den Tiberius ab, und der eindringende Winter nöthigte ihn, nachdem man sich von beyden Seiten lange genug im Gesichte gestanden hatte, zurück zu gehen. Auf diesem Marsche ward er von den Deutschen (man weiß nicht eigentlich, von welchen Nationen) angegriffen, die er aber zurück trieb, und seinen Zug fortsetzte.

Dieses sind die Thaten, welche Tiberius für dasmal in Deutschland verrichtet hat, und wovon die römischen Historiker so viel Lerm machen, als wenn er ganz Deutschland unterjochet hätte.

Meine Leser werden sich hoffentlich aus dem zwey und vierzigsten Stück erinnern, daß nach Drusus Tode, unter andern deutschen Völkern auch die Markmänner ihr Vaterland

 ver-

verließen, um einem schimpflichen Frieden mit den Römern auszuweichen. Dieses streitbare Volk hatte sich in dem heutigen Böhmen niedergelassen, und war durch die Klugheit und Tapferkeit seines Königs Maroboduus zu einer gefürchteten Nation geworden. Die Römer fingen an die Macht dieses Prinzen zu fürchten; daher beschlossen sie, ihn mit zwo Armeen, unter den Befehlen des Tiberius und des Sentius Saturninus anzugreifen; von der dritten Seite sollten ihm die Pannonier und Dalmatier über den Hals kommen. So war der Entwurf gemacht. Allein es sey nun, daß letztgedachte beyden Völker sich mit dem Maroboduus verstanden, oder daß sie aus eigenem Triebe müde waren den Römern zu gehorchen: gewiß ists, daß sie nicht den Markmännern, sondern den Römern eine ungeheuere Armee entgegen stellten. Bey sobewandten Umständen war Tiberius, der bereits mit zwölf Legionen gegen Maroboduus stand, genöthiget, einen für diesen König sehr billigen Vergleich einzugehen. Der Krieg mit den Pannoniern und Dalmatiern dauerte drey Jahre, ward mit abwechselnden Glücke geführet, und schlug endlich zum Vortheil der Römer aus. Man freuete sich aber in Rom nur vier Tage lang über die Nachricht von dem glücklichen Ende dieses schweren Krieges; denn am fünften Tage lief

aus

aus Deutschland die Nachricht von der schrecklichen Niederlage des Varus ein.

Die Römer hatten nun schon seit verschiedenen Jahren einen festen Fuß in Deutschland; sie hatten hin und wieder Vestungen, Städte, Kastelle erbauet, und hielten Besatzungen in denselben. Dem ungeachtet gestehen die römischen Schriftsteller selbst, daß Deutschland von den Römern zwar zuweilen besieget, aber noch nie beherrschet sey. Die Deutschen lebten noch immer nach ihren eigenen Sitten, und wurden, eine jede Nation nach ihrer Weise, durch ihre eigene Fürsten und nach ihres Landes Gewohnheiten (denn Gesetze hatten sie nicht) regieret; folglich war unser Vaterland noch nicht zur römischen Provinz gemacht. Indessen würde es diesem Schicksale schwerlich entgangen seyn, wenn die Römer fortgefahren wären, die Gemüther der Deutschen einzuschläfern, und sie nach und nach der Freyheit zu berauben. Dieses war in der That ihre Absicht, welche aber dadurch vereitelt wurde, daß sie dieselbe nebst dem Ruder in Deutschland, ungeschickten Händen anvertraueten. Quintilius Varus war es, der durch seine Raubgier, Unbesonnenheit und Muthwillen den Deutschen die Augen öffnete, und ihnen Gelegenheit gab, das römische Joch zu zerbrechen.

Dieser Mensch war aus Uebermuth und Habsucht zusammengesetzt, und also gerade das

Gegentheil von dem, was ein Prokonsul bey einem noch nicht unterdrückten, nichts als Freyheit athmenden, kühnen und streitbaren Volke seyn mußte. Er preßte die Deutschen mit unerschwinglichen Abgaben, und zur Entschuldigung seines raubsüchtigen Geizes wendete er vor, man müsse diesem Volke, welches durch die Gewalt der Waffen nie völlig zu unterjochen sey, durch harte Schatzungen alle Kräfte aussaugen, und ihm durch strenge Gesetze einen Zaum anlegen. Demnach errichtete er in seinem Lager ein ordentliches Tribunal, und mit Liktoren umgeben, sprach er von seinem Stule das Recht nach römischen Gesetzen. Nothwendig mußte dieses Betragen, der Stolz des Römers, der Anblick der Steckenbündel und die Zucht der zwölf Tafeln den freyen Seelen der Deutschen im äußersten Grad unerträglich seyn. Auch fühlten sie ihre Schande, und fühlten sie noch lange Zeit nachher. Denn verschiedene Jahre später rief der große Hermann: "Niemals werden es die Deutschen sattsam entschuldigen können, daß sie Ruthen und Beile, und die Toga zwischen der Elbe und dem Rheine gesehen."

So erbittert aber auch ihre Gemüther waren, konnten sie doch vor der Hand, vermöge ihrer Lage, und da sie einmal den Römern zu viel eingeräumet hatten, nichts weiter thun, als dulden, und sich verstellen. Verschiedne Deut-

Deutsche Fürsten schlossen indessen zur Wiederherstellung der vaterländischen Freyheit, ein geheimes Bündniß, und wählten den fünf und zwanzig jährigen Prinz der Cherusker, Arminius (Hermann) zum Herzog oder Oberfeldherrn. Sie sahen ein, daß das Heer, welches unter den Befehlen des Varus stand, zu mächtig sey, als daß sie hätten hoffen können, dasselbe mit glücklichem Erfolg anzugreifen. Sicherer schien ihnen die List. Sie suchten demnach sich das Vertrauen des Varus zu erwerben, vor dessen Richtstul sie täglich diesen und jenen Rechtshandel bringen ließen, um ihn nach den römischen Gesetzen entscheiden zu lassen, so sehr sie im Herzen den Richter und seine Gesetze — noch mehr aber als diese, die Advokaten verabscheueten. Durch diese Verstellung schläferten sie den Varus dergestalt ein, daß er seine Armee theilte, und in verschiedene deutsche Länder verlegte. Hierauf lockten sie ihn mit drey Legionen in das Gebiet der Cherusker. Hermann, Siegmar, Segest, und viele andre deutsche Herren begleiteten den Varus, und erhielten ihn immer in der Meynung, daß sie ihm außerordentlich zugethan wären; sonderlich bauete er stark auf den jungen Hermann, welcher ehemals in Illyrien bey der römischen Armee einige deutsche Hülfsvölker geführet, und sich vielen Ruhm, nebst dem römischen Bürgerrecht erworben hatte.

Als nun von den deutschen Nationen in der Nachbarschaft des Lagers einige verstellte Unruhen erreget wurden, munterten die deutschen Fürsten die dem Lager gefolget waren, den Varus auf, daß er dieses Feuer gleich im Aufglimmen ersticken möchte, damit nicht die Empörten so viel Zeit gewönnen, sich mit andern Nationen zu verbinden.

Varus billigte diesen Rath, und setzte sich mit seinen Legionen in den Marsch, ungeachtet ihn der Verräther Segest, der wider Hermann den bittersten Haß gefasset, ernstlich warnete, und rieth: "er möchte den jungen Cherusker-„Fürsten samt den übrigen Häuptern der Deut-„schen, und ihn selbst in Verhaft nehmen lassen. „Das Volk würde nichts unternehmen, wenn „es keine Anführer hätte, und Varus würde „Zeit bekommen, die Strafbaren und die Un-„schuldigen kennen zu lernen". Zugleich gab er ihm Nachricht von der Verbindung der Deutschen, und versicherte ihn, daß sich ein neuer Krieg anspönne.

Ich muß mit wenig Worten einen Irrthum der meisten Schriftsteller anzeigen. Man glaubt gemeiniglich, der Haß des Segest gegen meinen Helden gründe sich auf dessen Heyrath mit Thusnelda, der Tochter Segest's. Dies ist falsch. Er haßte ihn als Feldherrn der Deutschen, als einen Römerfeind, als den Verfechter der deutschen Freyheit. "Varus, sagt „Tacitus

„Tacitus, fiel durch die Gewalt des Schicksals
„und die Macht des Arminius. Obgleich
„Segest durch die allgemeine Stimme seines
„Volkes mit in den Krieg gezogen war, so blieb
„er doch anders gesinnt; durch Privatange-
„legenheiten wurde sein Haß gegen den Armi-
„nius noch vermehret, weil ihm dieser seine
„Tochter, die einem andern versprochen war,
„entführet hatte. u. s. w." Diese Stelle be-
weiset, daß Segest nicht aus Rachgier ein
Verräther seines Vaterlands ward, obgleich
der Durst nach Rache sich nachgehends zur
Landesverrätherey gesellete.

Ich kehre zur Geschichte zurück. Varus
verwarf die Warnung Segest's, und stellte sich
an die Spitze der Legion. Siegmar und Her-
mann blieben im römischen Lager, in welchem
Varus eine mäßige Besatzung gelassen hatte.
So bald er aber von dem Lager in etwas ent-
fernet war, zog Hermann in der Geschwindig-
keit seine Cherusker zusammen, welche schon
dazu vorbereitet waren, hieb die römische Be-
satzung nieder, und bemächtigte sich des Lagers.
Hierauf zog er mehr Truppen an sich, und ver-
folgte den Varus. Die Chauzen und Bruk-
terer vereinigten sich mit ihm; und Varus,
der nach einem beschwerlichen Marsch bey dem
unfreundlichsten Wetter den Teutoburgischen
Wald erreicht hatte, sah sich wider sein Ver-

 muthen

muthen, auf allen Seiten von Deutschen umringt, deren Heer sich alle Augenblicke vergrößerte. Hermann griff die Römmer an, als sie noch von den Beschwerlichkeiten des Zuges durch die rauhen, sumpfigen unwegsamen Wälder, und von Errichtung ihres Lagers ermüdet waren; er fand aber tapfern Widerstand, so daß etliche Tage mit anhaltendem aber unentscheidenden Gefechte vergiengen. Endlich sahen die Römer, daß es unmöglich sey, sich gegen die Deutschen zu halten; daher verliessen sie ihr Lager um den Weg nach den Rhein zu suchen, und dieses war der unvergeßliche Tag, an welchem Hermann die wankende Freyheit seines Vaterlandes wieder herstellete. Er griff den Varus an, und nach einem harten Treffen erfocht er den herrlichsten Sieg, indem das größeste Theil des römischen Heers niedergehauen, und der Rest gefangen würde. Zwey Adler fielen in die Hände der Deutschen, den dritten hatten die Römer in einen Sumpf geworfen. Die Beute war so groß, als man sie nach der Niederlage eines so raubsüchtigen Feldherrn wie Varus war, vermuthen konnte. Er selbst fürchtete den Tod weniger, als in die Hände eines Volks zu fallen, daß er durch seine Unterdrückungen so sehr wider sich aufgebracht hatte, darum erstach er sich selbst, und verschiedene der Vornehmsten der römischen Officire ahmten ihm nach.

Nach

Nach diesem Siege fertigte Arminius eine Gesandschaft an Marobodus ab, welche demselben das Haupt des Varus überbringen sollte; Marobodus aber sandte es nach Rom an August, der, wie wir oben schon vorläufig gesagt haben, bey der Nachricht von dieser Niederlage, die Siege des Tiberius und Germanikus wider die Dalmatier und Pannonier vergaß. Wenn wir den römischen Schriftstellern glauben, so gieng sein Schmerz über diesen Verlust bis zur Raserey, und der Senat ließ den Tag des Treffens unter die dies nefastos zählen.

Auch diesesmal unterließen die Deutschen, sich ihren Sieg zu Nutze zu machen, und hielten sich vor den Vestungen, welche die Römer angeleget hatten, mit ihrer ganzen Macht auf, unterdessen Tiberius die Gallischen Provinzen wider den zu befürchtenden Einfall der Deutschen in Sicherheit setzte. So verstrich dieses und das folgende zehente Jahr nach Christi Geburt.

Im Jahre 11 gieng Tiberius über den Rhein, richtete aber wenig aus, als daß er sengen und brennen ließ, denn er fand in der Gegend wo er stand, keinen Feind, und hielt nicht für rathsam, sich vom Rhein zu entfernen, und in Deutschland vorzubringen, weil ihm

ihm das Beyspiel des Varus noch vor Augen schwebte. Dem ungeachtet triumphirte er bey seiner Zurückkunft nach Rom, über die Deutschen.

In dem beyden folgenden Jahren fiel nichts sehr Merkwürdiges in Deutschland vor; im Jahre 14 starb August, Tiberius folgte ihm in der Regirung, und die römischen Armeen in Illyrien und in Deutschland empörten sich. Die erstere ward vom Drusus, dem Sohne des Tiberius bald wieder beruhiget. In Deutschland aber hatte der Aufruhr ein gefährliches Ansehen. Das römische Heer bestand daselbst aus acht Legionen, welche aus vielen Ursachen, und sonderlich deswegen schwürig waren, daß ihnen der Sold nicht bezahlet wurde. Sie suchten den Germanikus der sie zum Gehorsam bringen wollte, mit in ihre Sache zu verwickeln, und ihn zu bewegen, den Tiberius vom Throne zu stossen; allein dieser bezeigte sich sehr eifrig für den Kaiser, der seines Vaters Bruder war. Es kamen endlich Gesandte von Rom: allein ihr Leben war bey der Armee in eben so großer Gefahr, als der Feldherr Germanikus selbst, welcher sich endlich genöthiget sahe, seine schwangere Gemahlin, und seinen Sohn zu den Trevirern (Trier) zu senden, und sie lieber der deutschen Redlichkeit, als seinen rebellischen Heere zu vertrauen. Dieser Entschluß

be-

bewegte die Legionen zur Scham. Einige stellten sich Agrippinen (so hieß des Germanikus Gemahlinn) in den Weg, die übrigen liefen zum Germanikus selbst, welcher in den ersten Bewegungen des Zorns und Schmerzens eine Rede hielt, da man im ersten Theile der Magdeburgischen Uebersetzung des Tacitus, S. 54 nachlesen kann. Hierdurch wurde der Aufruhr gestillet, und die Soldaten waren jetzt so eifrig, die Aufwiegler zu bestrafen, als sie vorher gewesen waren, wider ihre Officiere zu wüten.

Als nun die Ruhe völlig wieder hergestellet war, ließ Germanikus eine Brücke über den Rhein schlagen, und führte den Rest seines Heeres, der ungefähr in etliche und funfzigtausend Mann bestand, hinüber. Er drang durch den Heserwald, und an statt gerade zu, durch die den Römern schon bekannten Wege zu marschiren, wählte er einen Umweg, in der Hofnung, daß er auf diese Art die Deutschen unvermuthet überfallen würde, welche ganz sicher waren, da sie zwar von den Unruhen in der römischen Armee, aber nicht von der Endigung derselben Nachricht hatten. Seine Spione meldeten ihm, daß die Deutschen in der folgenden Nacht ein allgemeines Fest feiren, und nach ihrer Gewohnheit, große Gastmahle anstellen würden. Diese Nachricht machte er sich zu Nutze, und eilte die Gauen der Marsen

zu

Gegend des heutigen Marpurg lag, zu ver-
brennen. Unterdessen verhinderte Cäcina die Cherusker, daß sie den Katten nicht zu Hülfe kommen konnten, und schlug die Marsen.

Nachdem Germanikus diesen Streich ausgeführet hatte, zog er sich wieder nach den Rhein zurück, ohne daß ihn die Deutschen unterweges beunruhiget hätten.

Die Fortsetzung nächstens.



Der Deutsche

Fünf und vierzigstes Stück.

Magdeburg, am 9ten Novemb. 1771.

Fortsetzung des vorhergehenden Stückes.

Kaum war Garmanikus an das Ufer des Rheins zurückgekommen, so stellte sich eine Gesandtschaft vom Segest bey ihm ein, unter welcher sich dessen eigner Sohn, Siegmund, befand. Dieser Prinz begleitete die Gesandten seines Vaters nicht ohne Furcht, denn er war ehemals ein Priester August's bey dem Altar der Ubier gewesen; aber sechs Jahr vorher, zu der Zeit da Varus geschlagen wurde, hatte er die Priesterbinde zerrissen, und sich auf die Seite seines Vaterlandes gewendet. Seine Furcht war vergeblich, denn Germanikus empfieng ihn leutselig, und hörte seinen Auftrag gütig an, welcher in der Bitte bestand, daß Germanikus dem Segest wider den Arminius, der ihn belagert hielt, Hülfe leisten möchte. Dieses versprach ihm der römische Feldherr

 nicht

nicht nur, sondern er ließ ihn auch mit einer Bedeckung nach Gallien begleiten. Uebrigens kam diese Gelegenheit dem Germanikus sehr erwünscht, und er säumte nicht mit seinem Heer wieder vorzurücken. Er griff die Belagerer an, und befreyete den Segest nebst vielen von dessen Verwandten. Bey dieser Gelegenheit gerieth Thusnelda, die Tochter Segest's in die Hände der Römer. Dieses würdige Frauenzimmer zeigte, wie Tacitus meldet, mehr ihres Gemahls als ihres Vaters Gesinnung, und konnte weder zu Bitten noch zu Thränen bewegt werden. Segest war über den glücklichen Erfolg der römischen Waffen voller Freuden, und strich seine Treue gegen die Römer sehr heraus, entschuldigte seine Verwandten, und eiferte wider Hermann. Germanikus antwortete ihm sehr gnädig, versprach ihm Sicherheit für sich und die Seinigen, nebst einem Wohnsitz an dem überwundenen Ufer des Rheins. Hierauf marschirte er zurück, und Tiberius gab ihm den Titel eines Imperator's.

Hermanns angebohrne Heftigkeit ward durch die Nachricht von der Gefangenschaft seiner schwangern Gemahlinn in Raserey verwandelt. Er flog durch das Gebiet der Cherusker, und foderte sie auf, die Waffen wider Segest und Germanikus zu ergreifen. "Ha! rief er, ein treflicher Vater! ein großer Feldherr! ein streitbares Heer! so viel Krieger schleppen ein

ein einziges junges Frauenzimmer weg! Vor mir allein stürzen drey Legionen und eben so viel Generale hin: denn mit Verrätherey führe ich keinen Krieg, auch nicht wider schwangere Weiber, sondern öffentlich und wider gerüstete Heere. Noch siehet man in den geweiheten Hainen der Deutschen, die Adler und Kohortenbilder der Römer, die ich unsern vaterländischen Göttern aufgehangen habe. Mag doch Segest an dem überwundenen Ufer wohnen; mag er doch seinem Sohne das Pristerthum wiedergeben: nimmer werden es die Deutschen hinlänglich entschuldigen können, daß sie Ruthen und Beile und die Toga zwischen der Elbe und dem Rhein gesehen haben; andere Völker haben die römischen Strafen nicht erfahren, und wissen nichts von den Auflagen der Römer, weil sie ihre Herrschaft nicht geschmecket haben. Alle diese Plagen schüttelten wir ab, und jener vergötterte August, und und jener nach ihm erwählte Tiberius richteten nichts aus: sollten wir denn einen unerfahrnen Knaben und ein aufrührerisches Heer fürchten? wenn Herren und neue Pflanzstädte euch nicht lieber sind, als Eltern, Vaterland und eure alte Verfassung: so folget mehr dem Hermann, der euch zum Ruhm und zur Freyheit, als dem Segest, der euch in eine schändliche Knechtschaft führet".

Durch solche Ermahnungen wurden

außer den Cherusfern verschiedene angrenzende Völker ermuntert; sonderlich brauchte Hermann dadurch seines Vaters Bruder, Ingviomer auf seine Seite, der sonst bey den Römern seit langer Zeit viel galt. Auch war Germanikus in keiner geringen Unruhe: er theilte sein Heer, und ließ es theils durch das Gebiet der Brukterer, theils an der Grenze der Friesen nach der Ems marschiren; er selbst führte vier Legionen zu Schiffe dahin, so daß die ganze Armee zu gleicher Zeit daselbst eintraf. Daselbst zog er auch die Chauzen an sich, welche ihm, wie vormals dem Drusus, wider ihr Vaterland Beystand leisteten. Die Brukterer steckten selbst alles in Brand, und wollten sich widersetzen; allein sie wurden vom Lucius Stertinius zerstreuet und das ganze Land zwischen der Ems und Lippe bis an den Teutoburgischen Wald verheeret. Unter dem Morden und Rauben fanden die Römer den dritten Adler wieder, der bey der Niederlage des Varus verlohren war.

Hierauf rückte Germanikus in den gedachten Wald, um die Gebeine des Varus und seiner Legionen, welche die Sonne seit sechs Jahren gebleichet hatte, zu begraben, welches ihm Tiberius sehr übel nahm. Wie er damit fertig war, verfolgte er den Hermann, welcher sich in unwegsame Oerter zurück zog. Als er ihn erreicht hatte, ließ er die Reuterey anrücken,

aber

aber Hermann wich immer, und lockte die Römer bis an einen Wald, in welchen er einen Hinterhalt gestellet hatte. Plötzlich wendete er sich, und griff die Römer an, und zu gleicher Zeit brach der Hinterhalt hervor. Die Römer geriethen in Unordnung und wurden in einen Morast gejaget; und es würde schlecht mit ihnen ausgesehen haben, wenn nicht Germanikus die Legionen in Schlachtordnung hätte anrücken lassen. Dieses endigte das Treffen indem sich beyde Theile zurück zogen. Germanikus führte hierauf sein Heer zurück nach der Ems, und schiffte von da mit den Legionen den Weg zurück den er gekommen war; die Reuterey sollte zum Theil am Ufer der Nordsee hin nach dem Rhein marschiren, und den Rest der Armee sollte Cäcina durch einen gewissen Weg, welchen L. Domitius vormals angeleget hatte, zurück führen. Dieser Weg bestand aus einen schmalen Damme zwischen lauter großen Morästen, welcher durch viele Brücken an einander hing. Cäcina wurde gewarnet, daß er alle mögliche Eil anwenden möchte, diesen Damm zurückzulegen; aber die Brücken waren durch die Länge der Zeit verfallen, und es war nicht möglich sie in der Geschwindigkeit herzustellen, und sich zugleich wider die Deutschen zu vertheidigen; denn dieser Weg war auf beyden Seiten mit Wäldern umgeben, welche Herzog Hermann schon besetzt hatte. Daher

 be-

beschloß Cäcina an diesem Ort ein Lager aufzuschlagen, damit ein Theil arbeiten, und der andere die Deutschen abhalten könne.

Hermann ließ den Römern keinen Augenblick Ruhe, er griff sie bald hier bald dort an; endlich kam es zu einem für die Römer sehr unglücklichen Gefecht, worinn sie völlig würden geschlagen seyn, weil die Legionen schon weichen, wenn nicht die Nacht dazwischen gekommen wäre. Die Deutschen wurden aber durch ihr Glück unermüdet; sie erlaubten sich keine Ruhe, sondern leiteten alle Gewässer die auf den umliegenden Gebirgen entsprangen, herab, und verdoppelten die Noth und Arbeit der Römer. Cäcina entschloß sich also, mit den leichtgerüsteten Völkern die Deutschen so lange aufzuhalten, bis die Schwerbewaffneten, samt den Verwundeten und dem Gepäcke voraus gegangen wären. Die Deutschen brachten die Nacht mit einem Siegesmahle und mit Bardenliedern zu, die Römer hingegen legten sie mit Angst und Schrecken zurück. Mit Anbruch des Tages verließen die Legionen, welche die beyden Flügel ausmachten, vermuthlich aus Furcht, ihren Stand, und nahmen so schnell sie konnten, jenseits des Morastes eine Ebne ein. Hermann ließ sie eine Weile geruhig ziehn, bis ihr Gepäck im Morast stecken blieb; da griff er sie an, und rief den Seinigen

zu:

zu: „sehet! hier ist Varus, hier sind Legionen, die durch ein gleiches Schicksaal wieder überwunden sind.“ Die Römer konnten diesem heftigen Anfalle nicht widerstehen, sonderlich büßte ihre Reuterey sehr viel ein, weil Hermann befohlen hatte, vorzüglich die Pferde zu verwunden. Selbst Cäcina verlohr ein Pferd unter dem Leibe, und wurde mit vieler Mühe von der ersten Legion gerettet. Tacitus selbst gestehet, daß das ganze Heer ohne Hülfe würde verlohren gewesen seyn, wenn nicht die Deutschen aufgehöret hätten zu fechten, um Beute zu machen. Dadurch bekamen die Legionen Luft, und erreichten gegen Abend ein freyes und trocknes Feld. Aber hier gieng ihr Elend erst recht an. Gepäck, Werkzeug, Gezelte, alles war verlohren; die Verwundeten hatten keine Hülfe; sie theilten die mit Blut und Koth besudelten Speisen unter sich, und seufzeten: dieses sey eine Todesnacht! und viel tausend Menschen hätten nur noch einen einzigen Tag zu leben! Cäcina sprach ihnen indessen Muth ein, und ermahnte sie zur Geduld.

Nun waren die Deutschen unter sich uneinig. Der Herzog rieth, man müsse die Römer ziehen lassen, biß sie wieder in Sümpfen und Morästen stecken blieben; Ingviomer gab den Rath: man sollte ihr Lager stürmen, so würde

 man

man mehr Gefangene und ganz unverdorbne Beute machen. Die Deutschen, welche von Natur das Kühne vorzogen, gaben dem Ingviomer Beyfall, und fingen mit anbrechenden Tage an, die Graben auszufüllen, und den Wall zu stürmen. Allein die Römer liessen sie immer in dem Graben sich drängen, thaten unterdessen einen Ausfall, und kamen den Deutschen von allen Seiten in den Rücken. Je unvermutheter dieser heftige Angriff den Deutschen war, desto grösser war ihre Bestürzung. Das Gefecht endigte sich erst mit dem Tage. Hermann entwich unverletzt aus dem Treffen, aber Ingviomer schwer verwundet. Es war schon Nacht, wie die Legionen zwar mit Wunden bedeckt, und in der größesten Hungersnoth, aber als Sieger, in ihr Lager zurück kehrten, und bey allem ihren Mangel froh waren, daß ihnen der Weg zum Rhein offen stand.

Germanikus, oder vielmehr zwo von denen Legionen, die er bey sich hatte, standen unterdessen auch Noth genug aus. Diese beyden waren, um die Schiffe zu erleichtern, wieder ausgeschiffet, und Vitellius führte sie längst dem Ufer der Nordsee hin. Eine Zeitlang gieng das Ding gut; plötzlich aber wehete der Wind aus Mitternacht, und die beyden Legionen wurden von der Fluth überfal-

len,

len, die ihnen bald biß an den Hals gieng. Die Wellen warfen sie nieder, die Wirbel verschlungen sie; Pferde, Gepäck und todte Leichname schwammen untereinander; kurz, ihr Elend war unbeschreiblich, biß sie endlich eine Anhöhe erreichten, wo sie im grösseſten Mangel an allen unentbehrlichen Dingen, mehrentheils nackend, und in der Kälte so lange aushalten mußten, biß das Wasser fiel, welches erst mit Anbruch des Tages erfolgte. Nun säumten sie nicht, den Fluß Unsing zu erreichen, an dessen Ausfluß Germanikus sie mit der Flotte erwartete, und sie wieder in die Schiffe nahm.

Immittelst war Stertinius voraus gesandt, um den Bruder Segest's, Siegmar (*) der sich ergab, zu empfangen. Er brachte ihn mit seinem Sohne Sesithach nach der Stadt der Ubier. Siegmar ward sehr gut aufgenommen; dem Sesithach aber vergab man nicht so leicht, weil man ihn Schuld gab, er habe den Körper des Varus gemißhandelt.

Dieses ist die Geschichte des funfzehnten Jahres. Man siehet, daß die Römer in diesem Feldzuge nichts als Wunden davon getragen; dem ungeachtet ward einigen Generals,

T 5

(*) Man muß diesen Siegmar nicht mit jenem Siegmar, Hermanns Vater, verwechseln.

rals die unter Germanikus gedienet hatten, die Ehre des Triumphs zuerkannt.

Germanikus machte große Anstalten auf das folgende Jahr. Er ließ eine Flotte von tausend Fahrzeugen erbauen, weil er sich überzeugte, daß die Völker zu Wasser mit geringerer Gefahr und Beschwerlichkeit nach Deutschland geführet werden könnten, als zu Lande. Das heutige Holland war dieser Flotte zum Sammelplatze bestimmt, und während daß sie dahin schiffte, ließ er den General Silius mit einem fliegenden Heere in das Gebiet der Katten einfallen, welcher dort nichts ausrichtete, als daß er nebst einiger Beute, die Gemahlinn und Tochter des Kattischen Fürsten Arpus wegführte. Hermann hätte hier wieder ausrufen können: ein großer Feldherr, der so viel tausend Hände eines fürchterlichen Heeres braucht, um ein paar schwache Weiberchen wegzuschleppen!

Germanikus selbst gieng mit sechs Legionen nach der Lippe, weil er hörte, daß die Deutschen die dortige Vestung belagert hatten. Allein bey seiner Annährung zogen sich die Deutschen zurück, nachdem sie vorher den Grabhügel des Varus und seiner Legionen, nebst dem Altar des Drusus vernichtet hatten. Germanikus begnügte sich den letztern wieder her-

herzustellen; die Gräber ließ er in ihrer Verwüstung, aus Furcht, dem Tiberius zu mißfallen.

Auch die Flotte war nunmehro angelanget, und Germanikus zog mit der ganzen Macht nach der Weser; er kam daselbst glücklich an, und nur dieser Fluß trennete ihn von den Cheruskern. Hermann trat in Begleitung einiger deutschen Herren, und fragte, ob Germanikus selbst schon angelanget sey? man bejahete dieses. Darauf verlangte er seinem Bruder zu sprechen, welcher im römischen Heere unter den Zunamen Flavius dienete, den Römern sehr zugethan war, und vormals unter den Befehlen des Tiberius ein Auge verlohren hatte. Flavius kam an das gegen über liegende Ufer. Hermann grüßte ihn, und fragte, wie er zu dem verstellten Gesicht käme? Flavius nannte ihm den Ort und die Schlacht, wo er sein Auge eingebüßet. Welchen Lohn bekamst du dafür? fragte Hermann weiter. Flavius antwortete, man habe ihn den Sold erhöhet, und eine Halskette, eine Krone, und andere kriegerische Ehren und Belohnungen ertheilet. Elender! rief Hermann, für solche Possen wurdest du ein Sklav?

Hierüber geriethen die Brüder in Wortwechsel. Flavius rühmte die Römer; der Herzog

zog flüchte deutsche Empfindungen in ihm zu erwecken. Endlich kamen sie in Hitze, und Flavius foderte Pferd und Waffen, um über den Fluß zu setzen, und sich mit dem Herzog zu schlagen; allein Stertinius hielt ihn. Von seiner Seite drohete Arminius, und bediente sich der lateinischen Sprache, damit ihn die Römer verstehen möchten. Am folgenden Tage setzten die Römer zum Theil über den Fluß und wurden geschlagen. Germanikus ließ das übrige Heer gleichfalls hinüber gehen, und da es sich zu einem zweyten Treffen anließ, munterte er die seinigen auf, und stellte ihnen unter andern vor: sie möchten doch nur die schlechte Rüstung der Deutschen erwegen; nur die Vordersten hätten Spieße, die übrigen hätten nichts als im Feuer gehärtete Stöcke, oder wenn es hoch käme, einen kurzen Wurfspieß; von Panzer und Helm wisse der Deutsche nichts; er bedecke seinen nackenden Leib mit einem elenden aus Weidenreisern geflochtenen, oder aus dünnen gemahlten Brettern zusammen geflickten Schilde, der weder mit Eisen, noch mit Riemen verwahret sey, u.s.w.

So waren, nach des römischen Feldherrn eigenem Zeugnisse, die Feinde gerüstet, welche so oft über die geübten und wohlbewaffneten Römer die herrlichsten Siege erfochten, und mit ihren gebrannten Prügeln, in den Legio-

nen

nen als Varus den Kern der römischen Macht trotz ihrer Harnisch und Helme, und ehernen Schilde erschlagen hatten.

Es kam darauf zum Treffen, in welchem die Deutschen den Kürzern zogen, weil die Gegend der Römer vortheilhaft war. Der Herzog, ob er gleich mit Wunden bedeckt war, that Wunder der Tapferkeit, und hatte es bloß seiner Stärke und der Schnelligkeit seines Rosses zu danken, daß er sich durch die Kohorten der Rhätier, Vindeliker, Gallier und Chauzen, welche ihn umringet hatten, durchschlug. Auch Ingviomer rettete sich; im übrigen war die Niederlage der Deutschen vollkommen.

Nach geendigter Schlacht sammelten die Römer die obenbeschriebenen Waffen der Cherusker, und häuften sie auf einen dazu aufgeworfenen Hügel, als ein Siegeszeichen auf. Dieses erbitterte die Deutschen, die schon darauf bedacht gewesen waren, sich über die Elbe zu flüchten. Adel und Volk, Greise und Kinder fielen plötzlich auf die Römer, und brachten sie in Unordnung. Es kam gleich darauf wieder zu einem Haupttreffen, in welchen die Römer abermals durch Verrätherey siegten, weil ihnen die Stellung und gemachten Anstalten der Deutschen verrathen waren.

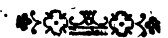
Weil

Weil dem Germanikus die Nachricht gebracht wurde, daß die Angrivarier sich empöret hätten, sandte er den Stertinius hin, um sie zu bekriegen; allein sie unterwarfen sich freywillig. Weil nun der Sommer mehrentheils verflossen war, ließ Germanikus etliche Legionen zu Lande nach den Winterquartiren gehen, das größte Theil des Heeres aber auf der Ems einschiffen, um durch die See zurück zu kehren. Diese Flotte wurde von einem entsetzlichen Sturm in die äuserste Noth gebracht, welcher die Schiffe fortriß, sie zerstreuete, und theils in das weite Meer jagte, theils an Inseln, Klippen und Sandbänke trieb. Viele Schiffe giengen zu Grunde; dasjenige, worauf sich Germanikus befand, wurde an das Ufer der Chauzen getrieben. Dieser Prinz war voller Verzweiflung, und man mußte ihn mit Gewalt abhalten, daß er sich nicht in das Meer stürzte. Endlich fanden sich nach und nach noch einige übel zugerichtete Schiffe bey ihm ein, mehrentheils ohne Ruder, und mit Segeln, welche die darauf befindlichen Römer aus ihren Kleidern bereitet hatten. Diese Fahrzeuge ließ er geschwind ausbessern, und die traurigen Ueberbleibsel seiner Flotte damit aufsuchen und zusammen bringen.

Das Gerücht von dem Unglück dieser Flotte hatte den Deutschen wieder Muth gemacht; Ger-

Germanikus hielt daher für nöthig, ihnen zu zeigen, daß sie nicht ganz zu Grunde gerichtet sey, und ließ den Kajus Silius mit drey und dreyßig tausend Mann in das Land der Katten fallen. Er selbst überfiel mit einer stärkern Macht die Marsen, deren Fürst, mit Namen Malovend, ihm verrieth, daß in einem nahen Haine ein Adler von einer Legion des Varus von wenig Kriegern verwahret würde. Diese Bedeckung ließ er durch einige Völker angreifen und heraus locken, unterdessen ein anderer Haufe durch einen Umweg in den Wald drang, und sich des Adlers bemächtigte. Er verheerte hierauf das Land, weil er keinen Widerstand fand, und gieng in die Winterquartire, in der Hoffnung, im nächstkommenden 17ten Jahre den deutschen Krieg völlig zu endigen. Allein Tiberius berief ihn zu wiederholten malen, aller seiner Bitten und Vorstellungen ungeachtet, zurück, unter dem Vorwande, daß er zum Triumphe kommen möchte, in der That aber, weil er ihm nicht trauete. Denn sowol Germanikus selbst, als seine Gemahlinn, Agrippina, standen bey den Legionen in großen Ansehen, und Tiberius befürchtete, daß dieses Ansehen, wenn es durch mehrere glückliche Thaten vergrößert würde, ihm gefährlich werden möchte.

Die Fortsetzung nächstens.



Der
Deutsche.
Sechs und vierzigstes Stück.

Magdeburg, am 16ten November 1771.

Fortsetzung

In Rom freuete man sich vorzüglich über die wiedergefundnen Adler, welche bey der Niederlage des Quintilius Varus in die Hände der Deutschen gefallen waren, und ließ deswegen neben dem Tempel des Saturnus einen Triumphbogen aufrichten. Germanikus selbst hielt seinen Triumph am sechs und zwanzigsten May des 17ten Jahres, wegen der wahren und angeblichen Siege über die Cherusker, Katten, Marsen, Brukterer, u. s. w. Die gefangenen Deutschen Herren nicht allein, sondern auch die so sich in den Schutz der Römer begeben hatten, mußten dem stolzen Wagen des Germanikus folgen. Die Namen des Segest und seines Sohnes Siegmund, Seigmar's und seines Sohnes Sesithach nebst dessen Gemahlinn Rahmis sind uns aufbehalten. Auch Thusnelda, mit ihrem Sohne

Thumelich, ein Kattischer Priester Namens Libys und viele andere Deutsche von Range, nebst einer großen Menge Gefangenen von niedrigern Ständen, mußten diesen Aufzug verherrlichen.

Wir finden keine Spuren, daß nach dem Germanikus wieder ein starkes römisches Heer so tief in Deutschland gekommen sey. Die Römer überließen diese Völker nunmehr ihren innerlichen Uneinigkeiten. Maroboduus, dessen wir schon mehrmals gedacht haben, machte sich bey der Nation durch den Namen eines Königs verhaßt, Hermann im Gegentheil, der für die Freyheit stritt, hatte ihre Zuneigung; deswegen griffen nicht nur die Cherusker im 19ten Jahre nach Christi Geburt zu den Waffen, sondern auch von des Maroboduus Unterthanen schlugen sich die Semnonen und Longobarden, svevische Völker zum Hermann. Bey diesem entbrannte vielleicht die Rache, daß Maroboduus dem Vaterlande nicht wider die Römer Beystand geleistet. Arminius wäre auch gewiß dem Markmännischen Könige überlegen gewesen, wenn nicht Ingviomer mit allen den Seinigen zu diesem letztern übergegangen wäre, weil es seinen Stolz kränkte, daß er als ein alter Mann, unter den Befehlen seines Neffen, des Hermann, stehen sollte; so aber waren ihre Kräfte gleich. Beyde Heere wurden mit glei-

cher

cher Hoffnung in Schlachtordnung gestellet, nicht, wie es sonst bey diesen Völkern gebräuchlich war, in einzelnen Haufen, sondern in der schönsten Ordnung, wie sie es von den Römern gelernet hatten. Hermann ritt durch alle Glieder, und erinnerte seine Völker an die geschlagenen Legionen, an die wiedererworbene Freyheit, u. s. w. "Ihr habet, sprach er, zum Theil jetzt bessere Waffen, als gebrannte Stecken; Waffen, die ihr aus Römerhänden gerissen. Und was für einen Feind habt ihr vor euch? keine Legionen, keinen Imperator, sondern einen Flüchtling, der des Krieges unkundig das Geräusch des Treffens floh, tief im hercynischen Walde Sicherheit suchte, und durch Gaben und Gesandten ein Bündniß mit den Römern erbettelte und erkaufte; einen Verräther des Vaterlandes, einen Trabanten des Kaisers, der mit gleichem Hasse aus dem Lande gejagt werden muß, mit welchem ihr den Quintilius Varus niederhiebet!„ diesem fügte er noch verschiedene Erinnerungen an ihre vorigen Siege, an jede gewonnene Schlacht, und andere Umstände bey, je nachdem er es den verschiednen Nationen die unter ihm dienten, für angemessen hielt.

Auch Marobod ermunterte die Seinen, nahm den Ingviomer bey der Hand, und nannte ihn den ganzen Ruhm der Cherusker, wobey er sein Volk überreden wollte, daß alles was

dem Hermann gelungen sey, der Weisheit und dem Rathe dieses Mannes zugeschrieben werden müsse. (Wir haben im vorigen Stücke eine Probe seiner Weisheit gesehen.) Dabey erhob er seine eigne Thaten, und setzte den Herzog der Deutschen herunter.

Niemals, sagt Tacitus, ist eine Schlacht hartnäckiger, und der Ausgang zweifelhafter gewesen, als diese. Denn von beyden Heeren wurden die rechten Flügel geschlagen. Man vermuthete ein zweytes Treffen, allein Marobod hatte den Muth verlohren, und zog sich auf einen Berg, wo ihm die Cherusker nicht beykommen konnten. Wie dieses die Seinigen sahen, giengen sie haufenweise zum Hermann über, wodurch er so sehr geschwächt wurde, daß er sich in das Land der Markmänner zurückziehen, und den Tiberius um Hülfe bitten mußte. Dieser ließ ihm zur Antwort ertheilen: er habe kein Recht Hülfe wider Hermann von den Römern zu erwarten, weil er selbst ihnen niemals wider diesen Feind Beystand geleistet. Dennoch sandte er ihm den Bruder des Germanikus, Drusus, damit dieser einen Frieden vermitteln sollte, welches ihm auch muß gelungen seyn, weil wir von diesem Kriege nichts weiter finden. Die wahre Ursache aber, warum er den Drusus dahin gehen ließ, war, daß er den Samen der Zwietracht immer mehr unter den Deutschen ausstreuen, und sonder-

lich

lich den Marobodus zu Grunde richten sollte. Dieses gelang ihm. Marobod hatte vormals einen Gotonischen Edelmann mit Namen Gottwald (Katualda) aus seinem Lande vertrieben, welchen die gegenwärtigen Umstände sehr bequem schienen sich zu rächen. Er fiel demnach mit einer zahlreichen Macht in das Gebiet der Markmänner ein, brachte die Vornehmsten auf seine Seite, und bemächtigte sich plötzlich der Hauptstadt und des dabey gelegenen Schlosses.

Maroboduus sah sich also genöthiget, dem Gottwald Platz zu machen. Er gieng über die Donau, und schrieb an Tiberius mit dem edlen Stolze eines Mannes, der sich auch ohne Königreich seiner Größe bewußt war. Er meldete ihm: es könne ihm nicht an einer Freystadt fehlen, indem jede Nation einen so berühmten König gern aufnehmen würde; er aber wolle die Freundschaft der Römer allen andern vorziehen. Der Kaiser antwortete ihm, er sollte in Italien einen sichern und anständigen Wohnsitz haben, wenn er dort bleiben wollte; und wenn dieser Aufenthalt seinen Umständen nicht mehr zuträglich wäre, so würde er mit eben der Sicherheit, mit der er gekommen wäre, Italien wieder verlassen können. Man wies ihm also Ravenna zu seinem Aufenthalt an, aber zu Wiedererlangung seines Thrones wurde ihm nicht geholfen.

Gottwald hatte indessen kein besseres Schicksal, denn nicht lange hernach trieben ihn die Hermundurer unter Anführung ihres Fürsten Jubil oder Vibillius; er mußte ebenfalls seine Zuflucht zu den Römern nehmen, welche ihm in Gallien einen Aufenthalt gaben. Beyde verjagten Könige wurden auf ihrer Flucht von vielen Sveven begleitet, welche mit der Veränderung nicht zufrieden waren; diesen gaben die Römer diesseits der Donau ein Stück Land zu bewohnen, und einen gewissen Vannius, der von Geburt ein Quade war, zum König, welcher sie ein und dreyßig Jahre lang beherrschte, und hernach, wie wir zu seiner Zeit sagen werden, mit Jubils Hülfe von seinen Unterthanen verjagt wurde.

Als nun Hermann von den Römern nichts mehr zu befürchten hatte, und Marobod vom Gottwald, dieser von Vibill verjaget war, entstanden sehr blutige Unruhen in Deutschland, von denen wir nicht recht unterrichtet sind. Tacitus meldet: Hermann habe nach einer unumschränkten Herrschaft gestrebet, seine freyen Mitbürger haben sich dagegen empöret; es sey zu den Waffen gegriffen, und lange mit abwechselnden Glück gestritten worden, bis endlich Hermann durch Verrätherey seiner Verwandten das Leben verlohren. Ich kann mir von einem Manne, der so eifrig für sein Vaterland stritt, und ein erklärter

Feind

Feind aller Unterdrückung und der königlichen Gewalt war, von einem Patrioten, der seiner Mitbürger unüberwindlichen Hang zur Freyheit nicht nur kannte, sondern so oft, und bey jeder Gelegenheit angefeuert hatte: ich kann, sage ich, von dem Wiederbringer der Deutschen Freyheit, dem ich selbst so viel schuldig zu seyn glaube, mich unmöglich überreden, daß er sich habe zum Monarchen aufwerfen wollen. Die Feinde und Neider seines Ruhms können ihn dessen beschuldiget haben: dawider habe ich nichts.

So viel ist gewiß, daß er im 19ten Jahr Christi, oder im Jahre Roms 772 umgekommen, und wahrscheinlich ists, daß dieses durch Gift geschehen — denn auch die Giftmischerey hat Deutschland von den gebildeten Römern gelernet. Adgandester ein Fürst der Katten hatte an Tiberius geschrieben: er sey bereit, den Herzog zu tödten, wenn man ihm von Rom das Gift senden wolle. Tiberius ließ diesen Brief im Senat vorlesen, und dem Fürsten antworten: Rom pflege sich nicht durch Verrätherey und heimliche Nachstellungen, sondern offenbar mit den Waffen in der Hand an seinen Feinden zu rächen. Troz dieser scheinbaren Antwort zweifle ich nicht im mindesten, der heuchlerische Tiberius werde Adgandesters Erbieten genutzt haben. Ich, ich glaube — und wer kann wohl anderer

 Mey-

Meynung seyn, wenn er Tiber's Charakter in in Betrachtung ziehet? — hätte Abgandester es verlangt, Tiberius würde ihm Gift für ganz Deutschland geschickt haben.

Aus dieser Nachstellung ziehe ich den Schluß, daß Hermann unschuldig gewesen sey. Denn, hätte er wirklich nach der Unterdrückung seines Vaterlandes gestrebet, würde dann Abgandester, oder ein anderer Bösewicht nöthig gehabt haben, ihm auf eine solche Art nach dem Leben zu trachten, die den Mörder verbarg? würde nicht der, welcher ihm öffentlich den Dolch in die Brust stieß, bey einer so sehr für die Freyheit strebenden Nation, als die Deutsche war, sich unsterblichen Ruhm erworben haben? — der wenige Raum, der mir übrig ist, verhindert mich, diese Betrachtungen weiter zu verfolgen. Es ist mir genug, jedem meiner Leser die das Verdienst ehren, Anleitung gegeben zu haben, sich von der Unschuld eines Mannes zu überzeugen, der noch jetzt Ehrensäulen und die ganze Dankbarkeit seiner Nation verdienet. Dem aber, der an dieser Betrachtung nicht genug hat, will ich Gelegenheit geben, durch eine Stelle aus den Tacitus seine noch übrigen Zweifel niederzuschlagen. "Hermann, sagt dieser Schriftsteller, war ohne Widerspruch der Befreyer Deutschlands, der nicht, gleich andern Königen und

Heer-

Heerführern, den ohnmächtigen Anfang des römischen Volks, sondern Rom auf dem Gipfel seiner Macht, angriff. In Schlachten wechselte sein Glück; im Kriege ist er nie überwunden. Er lebte sieben und dreyßig Jahr, und war zwölf Jahr Herzog der Deutschen. Noch auf den heutigen Tag besingen ihn diese Völker. Den griechischen Geschichtschreibern, welche nur das Einheimische bewundern, ist er unbekannt, und unter den Römern spricht man nicht sonderlich von ihm, weil wir das Neue vernachläßigen, und nur das Alte erheben."

Sollten die freyen Deutschen wohl durch ganze Jahrhunderte einen Verräther der vaterländischen Freyheit, einen Unterdrücker seines Volks besungen haben? — eben so lieb wollt' ich an die Universalmedicin glauben, und Keckert für einen Dichter erkennen.

So unruhig es vom Tode Hermanns an, bis in das Jahr 21 in Gallien war, so wenig Erhebliches fiel ganzer neun Jahre lang in Deutschland vor, bis sich im Jahre 28 die Friesen empörten, weil sie, wie Tacitus sagt, des römischen Geizes müde waren. Drusus, der sie den Römern zinsbar gemacht hatte, legte ihnen, nach ihrem armseligen Zustande, einen geringen Tribut auf, welcher in einer gewissen Anzahl Ochsenhäute zum Gebrauch des Heeres bestand, und es war noch keinen einge-

 fallen,

fallen, die Grösse und dicke der Häute zu bestimmen, bis Olennius, einer von den römischen Officiers in dem Lande der Friesen die Häute der Auerochsen auswählte, und verlangte, daß sie alle so groß seyn sollten. Dieses würde jeder andern Nation hart gewesen seyn, den Friesen fiel es desto härter, weil ihre Viehzucht nicht viel bedeutete. Anfänglich mußten sie ihre Ochsen selbst, hernach ihre Aecker, und endlich die Leiber ihrer Gattinnen, und Kinder hingeben. Sie klagten; man half ihnen nicht. Sie griffen also zu den Waffen, und hingen die Römer, welche den unmenschlichen Tribut eintrieben, an den Galgen. Olennius selbst war so glücklich, sich durch die Flucht zu retten. L. Apronius Proprätor in Belgien, zog ein Heer zusammen und fiel in das Land der Friesen, um sie zu züchtigen; allein diese empfingen ihn in Schlachtordnung, und schlugen ihn, wobey er viele seiner vornehmsten Officiers verlohr. Er hatte nicht das Herz, seinen Verlust zu rächen, ja, er ließ nicht einmal die Todten begraben. Vierhundert Römer, die sich in das Dorf eines vornehmen Friesen, Namens Kruptorich, der es sonst mit den Römern hielt, geworfen hatten, brachten sich unter einander um, aus Furcht, sie möchten den Friesen ausgeliefert werden. Dieser Krieg machte den Friesen einen Namen unter den Deutschen. Tiberius stellte

stellte sich, als ob Rom keinen Verlust erlitten hätte, weil er niemand so viel traute, ihm nebst einer Armee die Gelegenheit ihm gefährlich zu werden in die Hände zu geben. Es war demnach bis nach seinem Tode, welcher im Jahre 73 erfolgte, wenigstens von römischer Seite, völlig ruhig in Deutschland. Sein Nachfolger Kaligula ist, wie überhaupt durch seine Thorheiten, also besonders durch seinen närrischen Zug nach Deutschland bekannt. Dieser Kaiser war ein Sohn des Germanikus, und in Deutschland, im Lager, gebohren.

Seine Armee, mit welcher er die Deutschen im Jahr 39 bekriegen wollte, und die er in Person kommandirte, soll weit über zweymal hunderttausend Mann stark gewesen seyn. Ich schäme mich, alle die unsinnigen Possen, die er bey diesem Feldzuge vornahm, aus dem Svetonius, Dio und andern, abzuschreiben; es sey mir genug, das Hauptsächlichste anzuführen.

Als die Deutschen sahen, daß der Kaiser mit einem so fürchterlichen Heere zugegen sey, und zugleich seine Narrheit hörten, trieben sie ihren Spott darüber, doch zogen etliche Nationen ein Heer zusammen, und fielen in Gallien ein. Hierüber gerieth Kaligula in ein solches Schrecken, daß er weder in Gallien, noch in Italien Sicherheit für seine läppisch Person zu finden glaubte. Im Geiste sahe er die Söhne Teuth's schon jenseits der Alpen, wo nicht gar

vor

vor Rom. Deswegen machte er alle Anstalten zur Flucht, und ließ Schiffe herbeybringen, damit er, wenn die Deutschen über die Alpen gehen sollten, im Stande seyn möchte, in eine jenseits des Meeres gelegene Provinz zu fliehen. Seine Angst war indessen überflüßig, denn Galba trieb mit einem Theile dieses Heeres, welches damals mehr als hinreichend war, eine ganze Welt zu unterwerfen, die Deutschen zurück. Das ist alles, was in diesem Jahre in Germanien vorgefallen, und einigermassen den Namen eines Krieges verdienet. In dem folgenden vierzigsten Jahre nach Chr. Geb. nahm er sich vor, nachdem er nunmehr etwa anderthalb Jahr bloß am Rhein mit seinem Heere hin und wieder gelaufen war, die Brittannier zu bekriegen. Dieser Zug war noch lächerlicher als sein deutscher Krieg, und lief auf einen Sieg über die Seemuscheln hinaus, welchen man bey den angeführten Schriftstellern, nebst einer guten Menge andrer Narrheiten dieses Kaisers nachlesen kann.

Sollte jemand neugierig seyn, aus was für Ursachen er Deutschland bekrieget? dem dienet zur Nachricht: er wollte seine deutsche Leibwache vollzählig machen.

Als nach ihm Klaudius auf den Thron kam, schlug Galba im Jahr 42 die Katten; und Gabinius erhielt den Zunamen Chaucius, weil er den dritten Adler aus der Niederlage des

Varus

Varus wieder bekam, und die Chauzen und Marsen schlug.

Nach der Zeit müssen in Deutschland sehr blutige innerliche Kriege geführet worden seyn, von denen wir keine besondere Umstände wissen, außer daß die Cherusker in denselben ihre Edlen und den ganzen fürstlichen Stamm verlohren, und deswegen im Jahr 47 den Klaudius um einen König baten. Dieser gab ihnen den Italus, welcher von väterlicher Seite vom Flavius dem Bruder Hermanns, und von mütterlicher Seite vom Katumer, einem Fürsten der Katten abstammte, und nur allein noch vom Geblüte der Cheruskischen Fürsten übrig war. Der Kaiser gab ihm Geld und eine Begleitung, und ermahnte ihn, seinen Vorfahren mit einer großen Seele nachzuahmen.

Die Cherusker nahmen ihn erst mit Freuden auf; bald aber erinnerten sie sich, daß sein Vater im Solde der Römer gestorben sey. Man fragte: ob denn kein gebohrner Cherusker sey, der die Stelle eines Regenten bekleiden könne, daß man einen Nachkommen des Verräthers Flavius über alle erhoben hätte? wenn gleich hierauf geantwortet wurde, Italus sey doch von des großen Hermanns Blute; so hieß es: auch sogar dessen leiblicher Sohn, wenn er noch lebte, würde das Zutrauen der Cherusker nicht haben, weil er mit den Erhaltungsmitteln, der Sklaverey, der Religion, und mit lauter Sitten und Gewohn-

wohnheiten der Ausländer angesteckt seyn würde, da er in feindlichen Lande erzogen sey. Was den Italus beträfe, so hätte niemand gegen das Vaterland und die Götter des Landes feindseliger die Waffen geführet, als dessen Vater.

Die, welche es mit dem Italus hielten, wendeten dagegen ein; er habe sich nicht zugedränget, sondern er sey gerufen. Da ihm nun seine Geburt gegründete Ansprüche auf die Regirung gäbe als jedem andern Cherusker, so müsse man ihn auf die Probe stellen, ob er sich seines Oheims Hermann, und seines Großvaters Katumer würdig zeigen werde, u. s. w. Die Zahl der Mißvergnügten nahm zu, und es kam zum bürgerlichen Kriege. Italus siegte; sein Glück machte ihn übermüthig; er wurde verjagt; die Longobarden setzten ihn wieder ein; aber sein Glück und Unglück brachte die Cherusker in traurige Umstände.

Um eben die Zeit fielen die Chauzen in Belgium ein. Ihr Heerführer war Ganaskus von Geburt ein Kaninefate, der lange unter den römischen Hülfsvölkern gedienet hatte, nachher ein Überläufer ward, mit leichten Schiffen Seeräuberey trieb, und vorzüglich die Gallischen Küsten verheerte, weil er wußte, daß die Gallier reich und nicht kriegerisch waren. Sanquinius der römische Befehlshaber am Niederrhein war damals gestorben, und sein Nachfolger Korbulo war noch nicht angekommen; dis

machte

machte die Chauzen dreust. Allein Korbulo kam zu rechter Zeit, schlug sie, versenkte ihre Schiffe, und verjagte den Ganaskus. Er stellte darauf die gute Zucht bey den Legionen mit vieler Schärfe wieder her, und sein Ruhm brachte die Friesen wiederum zum Gehorsam. Er ließ den Ganaskus mit List um das Leben bringen, allein dadurch erbitterte er die Chauzen, welche er nochmals überziehen wollte. Aber da er im Begriff war aufzubrechen, erhielt er ein Verbot vom Kaiser Klaudius den Krieg wider die Deutschen fortzusetzen, auf dessen Befehl er so gar die Besatzungen aus denen in dortiger Gegend liegenden Vestungen, über den Rhein zurück ziehen mußte.

Uebrigens bewog Agrippina ihren Gemahl Klaudius, daß er im Jahre 50 eine Kolonie von ausgedienten Soldaten nach der Stadt der Ubier wo sie gebohren war abführen, und den Ort nach ihren Namen Kolonia Agrippina nennen ließ, eine Benennung, welche diese Stadt (Cölln am Rhein) bis auf die jetzigen Zeiten behalten hat.

In diesem oder in dem folgenden Jahre schwärmten die Katten in Oberdeutschland herum, und setzten mit Rauben und Plündern alles in Furcht. Aber der Legat L. Pomponius überfiel mit Hülfe der Vangionen und Nemeten ein Theil der Katten im Schlafe, richtete ein ziemliches Blutbad an, und befreyete

etliche

etliche Römer, welche noch seit der Niederlage des Varus, folglich seit mehr als vierzig Jahren gefangen waren. Das übrige Theil der Katten ließ er ebenfalls aufsuchen, es kam zum Treffen, in welchem die Katten noch eine größre Niederlage erlitten. Hierauf bequemten sie sich, mehrentheils aus Furcht in diesen mißlichen Umständen auch von den Cheruskern, ihren ewigen Feinden, angegriffen zu werden, Gesandte und Geiseln nach Rom zu schicken.

Um diese Zeit wurde Vannius, von dem wir in dem heutigen Blatte schon geredet haben, vom Jubil dem Fürsten der Hermundurer, und Vangio und Sido, seiner Schwester Söhnen aus seinem Reiche verjagt. Die beyden letzten theilten das Reich, und Vannius nahm seine Zuflucht zu den Römern, seine Klienten folgten ihm, und man gab ihnen in Pannonien einen Wohnsitz.

Nero folgte dem Klaudius in der Regierung, und in den ersten Jahren war in Deutschland alles ruhig, und die römischen Befehlshaber vertrieben sich und dem Heere die Zeit mit Vollendung eines Dammes, den Drusus vor drey und sechzig Jahren angefangen hatte, um die Ueberschwemmung des Rheins zu hindern. Diesen Damm vernichtete der Fürst der Bataver Civilis etliche Jahre nachher.

Uebrigens hofften die römischen Heerführer größern Ruhm davon zu haben, wenn sie den Frieden erhielten.

Die Fortsetzung nächstens.

Der
Deutsche.

Sieben und vierzigstes Stück.

Magdeburg, am 23ten November 1771.

Fortsezung

Im Anfang der Regierung des Nero herrschte in Deutschland die grösseste Ruhe, und es lag nicht an den Römern, daß diese Ruhe nicht länger gedauret hätte. Aber die Friesen fielen im Jahr 58 unter Anführung der beyden Fürsten Verritus und Malorich (*) in einige Bestzungen der Römer am Niederrhein, und bemächtigten sich der ledigen Ländereyen, die zum Nutzen der Soldaten bestimmt waren. Sie hatten schon Häuser gebauet und Aecker besäet, als der römische Befehlshaber Avitus die beyden Prinzen durch die Bedrohung mit der römischen Macht nöthigte, nach Rom zu gehen, und sich an dem Kaiser zu wenden. Nero schenkte beyden das römische Bürgerrecht, befahl ihnen aber, die Ländereyen zu räumen. Da die Friesen

(*) Man sehe das vierzehnte Stück des Deutschen, S. 215. f. oder Tac. Annal. XIII 54.

sen sich nicht dazu bequemen wollten, wurden sie von den römischen Hülfsvölkern überfallen, und mit Verlust vieler Todten und Gefangenen dazu gezwungen. Nach ihnen bemächtigten sich die Ansibarier, welche von den Chauzen vertrieben waren, dieser Ländereyen, um sich daselbst niederzulassen. Avitus wollte auch diesen den Besitz des Landes nicht verstatten. Einer von ihrer Nation, Namens Bojokalus, ein alter Freund der Römer, that ihm sehr bewegliche Vorstellungen, die den Avitus zwar rührten, ihn aber nicht abhielten, die Ansibarier öffentlich mit vielem Stolze abzuweisen; doch both er dem Bojokalus für seine Person einiges Land an. Dieses Anerbiethen schlug Bojokalus als einen Lohn der Verrätherey, mit Verachtung aus, und fügte hinzu: „Fehlen kann uns Erde, worauf wir leben, aber worauf wir sterben, nicht!„

Die Ansibarier riefen die Brukterer, Tenkterer, und andere Völker zu Hülfe; als aber die Römer auf diese anrückten, entfiel ihnen der Muth, und die verlassenen Ansibarier mußten zu den Usipiern und Tubanten, und, auch dort vertrieben, zu den Katten, hernach zu den Cheruskern ihre Zuflucht nehmen, bis nach langen Herumirren ihre junge Mannschaft nach und nach durch das Schwerdt fiel, und was keine Waffen führen konnte, als eine Beute vertheilt wurde.

Die

Die Deutschen hielten die Oerter, wo Salzquellen sind, für sehr heilig, und glaubten, die Ohren der Götter neigten sich nirgends so nahe zu dem Gebet der Mensches. Dieses, nebst ihrer angebohrnen Begierde, alles durch die Waffen zu entscheiden, verursachte zwischen den Katten und Hermundurern eine blutige Schlacht, weil beyde Theile sich die Salzquellen an der Saale zueigneten. Sie hatten von beyden Seiten das Gelübd gethan, wenn sie siegten, alles was ihnen von dem überwundenen Heere in die Hände fallen würde, Menschen, Pferde, und alles was den Besiegten gehöret, den Göttern zu opfern. Die Hermundurer waren Ueberwinder.

In der Gegend von Cölln am Rhein, wurden Landhäuser, Felder und Dörfer durch ein heftiges Feuer das aus der Erde fuhr, und weder durch Platzregen noch anderes Wasser gelöschet werden konnte, verwüstet. Endlich soll es durch hineingeworfene Steine, Kleider und andere Dinge erstickt seyn.

Die folgenden zehn Jahre weiß man von Deutschland nichts Merkwürdiges, bis im Jahr 68, nachdem Nero verjagt und halb durch sich selbst, halb durch Epaphroditus ermordet war, sein Nachfolger Galba die deutsche Leibwache abdankte, welche die vorigen Kaiser beständig unterhalten hatten.

Wie die römische Armee in Deutschland des Galba Erhebung erfuhr, empörte sie sich, und rief den Vitellius, der über Belgium gesetzt war, und sich damals zu Cölln aufhielt, am ersten Jenner des 69sten Jahrs zum Kaiser aus. Otho erregte auf der andern Seite einen Aufstand, in welchem Galba das Leben verlohr. Otho ward von seiner Parthey zum Kaiser ernannt, machte dem Vitellius das Kaiserthum streitig, brachte sich selbst um, und Vespasian stieß dem Vitellius vom Thron. Als diese beyden noch um die Regierung stritten, setzte Vitellius alles in Bewegung, um seine Heere zu verstärken; sonderlich ließ er viele Bataver mit Gewalt zu Kriegsdiensten zwingen. Dieses Volk, welches ursprünglich von den Katten abstammte, ward dadurch sehr aufgebracht, und von einem ihrer Fürsten, Namens Civilis, vollends beweget, die Waffen zu ergreifen.

Dieser Prinz war sehr wider die Römer erbittert, weil man ihn zu des Nero Zeiten fälschlich der Rebellion beschuldigte, gefangen nach Rom führte, und aus eben dieser Ursache seinem Bruder unschuldig hinrichtete. Er selbst ward erst vom Galba wieder in Freyheit gesetzt. Diese Gelegenheit schien ihm erwünscht, sich und seinem Bruder, und das alte Geschlecht der Könige von dem er abstammte, an den Römern zu rächen. Die Bataver verbanden sich

demnach auf sein Anrathen mit den Kaninefaten, Friesen und andern Völkern, und liessen durch diese ihre Bundsgenossen die Römer aus den festen Plätzen und Lagern im Lande der Bataver vertreiben. Civilis stellte sich indessen, als wenn er mit seiner Nation ein treuer Freund der Römer sey, bis er den römischen Feldherrn Aquilius überredete, ein starkes Heer zur Züchtigung der Kaninefaten zusammen zu ziehen. Wie er diesen Zweck erreichet hatte, schlug er sich öffentlich auf die Seite seiner Bundsgenossen, und erklärte sich wider den Vitellius. Es kam hierauf am Rhein zu einer harten Schlacht. Einige römische Hülfsvölker giengen in der Hitze des Treffens zum Civilis über, und die Römer wurden aufs Haupt geschlagen, und fielen mehrentheils in die Gefangenschaft. Die Römer sandten den Mummius Luperkus mit zwey Legionen, welchen sie deutsche und gallische Reuterey zuordneten, wider den Civilis. Es kam zu einem zweyten Treffen, in welchem die Reuterey ebenfalls zu den Batavern übergieng, und die Legionen geschlagen wurden, welche sich kümmerlich nach Veterum, einem festen Orte im Klevischen retteten. Civilis bewegte noch alle Bataver und Kaninefaten, welche unter dem Vitellius dienten, daß sie zu ihm übertraten, und Vespasian sah es gern, daß Vitellius diesen Feind am Rhein hatte.

 In

In der Gegend, wo jetzt Bonn lieget, stand Gallus mit der ersten Legion, und wollte denen jetztgedachten Völkern, welche den Vitellius verliessen, den Durchzug verwehren. Er wurde also angegriffen und völlig geschlagen.

Civilis stellte sich inzwischen beständig als wenn er für den Vespasian kämpfte, welchem er auch zum Schein von seinem Heere huldigen ließ. Er gab sich auch das Ansehen, als wenn er jene zwey nach Veterum geflohene Legionen auf die Seite dieses Kaisers ziehen wollte. Als aber diese von nichts hören wollten, belagerte er sie mit einem fürchterlichen Heer, allein sie vertheidigten sich tapfer. Er nahm sich also vor, den Ort auszuhungern. Die Römer wollten ihn entsetzen, wurden aber mit großem Verlust geschlagen. Es traten immer mehr deutsche Völker zum Civilis, welcher die Länder der Ubier, Trevirer, und anderer, die noch auf römischer Seite waren, verheeren ließ, indessen er Veterum verschiedne Nächte nach einander vergeblich bestürmte.

Als nun um diese Zeit Vespasian seinen Nebenbuhler bey Kremona völlig überwunden hatte, huldigte ihm das Heer des Vitellius in Deutschland, und sandte einen vornehmen Trevirer an Civilis, mit dem Auftrag, er möchte nunmehr, da Vespasian keinen Feind mehr habe, die Waffen niederlegen. Dieser stellte sich, als hielt er den Antrag für eine bloße List, und

setzte

setzte den Krieg immer fort. Er griff die römische Armee in ihrem Lager an, erstieg es, und erregte ein entsetzliches Blutbad. Aber mitten im Würgen kamen einige Hülfsvölker der Römer ins Lager; diese fielen ihm in den Rücken, wodurch die Römer neuen Muth bekamen, und Civilis genöthiget wurde, sich mit vielem Verlust zurück zu ziehen, und den Römern, welche aber weit mehr eingebüßet hatten, das Schlachtfeld zu überlassen. Endlich glückte es dem römischen Feldherrn Vokula, die Vestung Veterum zu entsetzen; darauf fielen noch einige harte Treffen zum Nachtheil der Römer vor; Civilis belagerte Maynz, hob aber die Belagerung auf, und ward gleich darauf, als sich die seinigen zu weit ausbreiteten, um das Land zu verheeren und Beute zu machen, überfallen und geschlagen. Wie nun an des Vitellius Tod nicht mehr zu zweifeln war, zog er die Larve ab, und erklärte sich öffentlich für einen Feind der Römer.

Im siebenzigsten Jahr Christi empörten sich auch die Gallier, nachdem sie zuvor eine Gesandschaft heimlich an Civilis geschickt hatten, um ein Bündniß zu schließen, und einen Plan zu entwerfen. Julius Tutor, Julius Sabinus, und Julius Klaßikus, drey gallische Fürsten, von welchen Sabinus sich für einen Urenkel des Julius Cäsar ausgab, die andern beyden aber in römischen Diensten stan-

 den,

den, traten diesem Bündnisse bey. Die römische Armee empörte sich auf ihr Anstiften; der Feldherr Vokula ward auf eine schmähliche Art ermordet; die beyden vornehmsten Befehlshaber nach ihm wurden gefangen genommen; Klaßikus kam in das römische Lager und sagte eine Eydesformel her, welche von denen, so zugegen waren, nachgeschworen, und also dem Reiche der Gallier gehuldiget wurde. Civilis war eigentlich nicht damit zufrieden, daß die Gallier ein eignes Reich aufrichten wollten; dennoch blieb er ihr treuer Bundsgenoß, weil er überzeugt war, daß die Macht und Tapferkeit der Deutschen ihnen immer gewachsen seyn, und dieses Reich der deutschen Freyheit nicht gefährlich seyn würde.

Der abnehmende Raum nöthiget mich, die Geschichte immer enger zusammen zu drängen. Ohnehin habe ich nur Auszüge versprochen, welche dem Leser, der nichts von der ältern Geschichte unsers Vaterlandes weiß, einige Kenntniß derselben verschaffen könnten. Lieb sollte mirs seyn, wenn ich auch nur etliche meiner Mitbürger dadurch auf das Land, das sie erzeugte und ernähret, aufmerksamer, und ihre Wißbegier rege genug machte, unsere Geschichte in ihren Quellen zu studiren. Ich schätze den größten Gelehrten nicht, wenn er in seinem Vaterlande ein vollkommner Fremdling ist.

Nach

Nach des Vokula Tode, zog Tutor mit einer ansehnlichen Macht vor Cölln, und zwang alles, was er unterwegs von Römern antraf, den Eyd der Treue zu leisten. Was sich wegerte, wurde niedergehauen. Wie nun Deutschland und Gallien beynahe völlig von Römern gesäubert war, weil die Deutschen eine Besatzung nach der andern überfielen, kam endlich Petilius Cerialis mit fünf Legionen im mainzischen Gebieth an, ward bald geschlagen, bald erfocht er einige Vortheile, und kam sonderlich in große Gefahr, als er sich einmal am Rhein gelagert hatte. Denn Civilis ließ einen starken Damm quer durch den Rhein ziehen, und setzte dadurch das ganze römische Lager und die umliegende Gegend unter Wasser. Zu gleicher Zeit griff er mit seinen Deutschen den Cerialis mitten im Wasser an, die ohnehin in der größten Angst waren, und nicht wußten, wie sie der Wasserfluth entfliehen sollten. Viele wurden erlegt, mehrere ertranken, und mit denen, die sich zurück gezogen hatten, kam es am folgenden Tage zu einem sehr heftigen Treffen, worinn die römischen Hülfsvölker anfänglich vollkommen geschlagen wurden, und die Legionen kein besseres Schicksal gehabt hätten, wenn nicht ein batavischer Ueberläufer den Römern einen Weg gezeiget hätte, dem Civilis in den Rücken zu fallen; hierdurch wurde er in die Flucht geschlagen. Bald darauf aber rächete er

 sich,

sich, indem er die Römer in ihrem Lager überfiel, eine große Anzahl niederhieb, und beynahe den Cerialis selbst gefangen hätte.

Dieser Feldherr mußte vielleicht einsehen, daß bey dem jetzigen Zustande des römischen Reichs, dieser blutige Krieg für die Römer schwerer fortzusetzen sey, als für die Deutschen und Gallier. Deswegen ließ er die brukterische Prophetinn Veleda, welche damals in Deutschland alles vermochte, unter der Hand durch eine Gesandschaft bitten, sie möchte dem Civilis zum Frieden rathen, welcher auch, man weiß aber nicht, auf was für Bedingungen, zu Stande kam, weil ein Theil dieser Geschichte, welche Tacitus aufgezeichnet hat, verlohren ist.

Von der Veleda muß ich noch anführen, daß sie gleich im Anfange des Krieges den Deutschen einen glücklichen Ausgang, für die Römer aber lauter Unglück verkündiget hatte. Hierdurch war ihr Ansehen so hoch gestiegen; ganze Völker unterworfen sich ihrer Entscheidung; Civilis sandte ihr seine Beute, und unter andern, als er den Römern einmal viele Schiffe abgenommen hatte, das Admiralschiff zum Geschenk. Ein andermal wollte er ihr ein Geschenk mit dem obengedachten Mummius Luperkus machen, den er gefangen hatte, allein dieser kam unterweges um. Von denen, die sie um Rath fragten, ließ sie sich niemals

sehen

sehen oder sprechen; sie bewohnte einen hohen Thurm, und wählte einen von ihren Verwandten, der ihre Aussprüche und Antworten, so als Orakel betrachtet wurden, den Fragenden mittheilte.

Ob aber der Ausruf: Potz Velten! und einige andre von gleichem Schlage, ihren Ursprung vom Namen dieses brukterischen Mädchens haben, wie ein gewisser Gelehrter weitläuftig genug untersuchet? überlassen wir billig denen auszumachen, die, wie jener Domherr, die Kunst verstehen, einen Topf mit ganz neuerlich eingemachten saueren Gurken für eine Antiquität aus den Zeiten des Kaisers Severus anzusehen. — Aber laßt uns zur Geschichte zurück kehren.

Nachher war Deutschland, so lange Vespasian lebte, ganz ruhig, so wie unter der Regierung seines Sohnes Titus. Diesem folgte Domitian, zu dessen Zeit einige usipetische Truppen von den Römern in Sold genommen, und nach Brittannien gesandt wurden. Sie empörten sich, giengen mit etlichen Schiffen durch, und umsegelten ganz Brittannien. Etliche von ihnen verhungerten auf den Schiffen, nachdem sie aus Noth, einige aus ihrem Mittel geschlachtet und gespeiset hatten; die übrigen fielen theils den Römern, theils den Deutschen in die Hände.

Eine

Eine andere deutsche Prophetinn kam nebst einem Könige der Semnonen, welchen Dio Masyus nennet, zum Domitian, man weiß nicht, aus was für Ursachen. Diese Jungfer hieß Ganna, und war der Veleda Nachfolgerinn im Weißagen. Der Kaiser erzeigte ihnen bis zu ihrer Rückreise, viel Ehre.

Domitian zog ohne gegebene Ursache, nach römischer Art, wider die Katten zu Felde, kam aber zurück ohne einen Feind gesehen zu haben. Doch hatte er diesseits des Rheines einen mässigen Strich Landes verheeret. Er triumphirte bey seiner Zurückkunft, und weil er keine Gefangnen hatte, machte ers, wie vormals Kaligula: er kaufte die grössesten Sklaven, die er auftreiben konnte, und kleidete sie in kattische Tracht. Diese mußten seinen Siegeswagen folgen, und gefangne Deutschen vorstellen.

Zu seiner Zeit sollen die Katten das streitbarste Volk in Deutschland gewesen seyn. Sie führten unter seiner Regierung einen schweren Krieg mit den Cheruskern, und trieben dieselben dergestalt in die Enge, daß ihr König Chariomir den Kaiser um Hülfe bitten mußte, die er aber nicht erhielt.

Im Jahr Christi 85 empörten sich die Dacier, welche damals noch in dem heutigen Siebenbürgen, der Moldau und Wallachey wohnten, weil ihnen der römische Geiz unerträglich fiel. Die Markmänner und Qvaden, deutsche

Völ-

Völker, schlugen sich zu dieser kriegerischen Nation, welche unter ihrem Fürsten Decebal, die römischen Besatzungen aus allen Vestungen an der Donau verjagte. Als aber die ganze römische Kriegesmacht im Anzuge war, und Domitian sich stellte, als ob er dieselbe in Person anführen wollte, thaten die Dacier Friedensvorschläge, welche der Kaiser verwarf. Er selbst kehrte nach Rom zurück, und überließ das Heer dem Kornelius Fußkus, welcher im ersten Treffen völlig geschlagen wurde, und das Leben verlohr. Nach verschiednen mit abwechselnden Glück gelieferten Schlachten, erfochten die Römer endlich einen vollkommnen Sieg über die Dacier, welche zum zweytenmal Friedensvorschläge thaten. Aber auch diese verwarfen die Römer, und wurden gleich darauf von den Quaden und Markomannen aufs Haupt geschlagen. Nun war die Reihe an dem Kaiser, um Frieden zu bitten, welchen ihm Decebal unter harten Bedingungen gewährte; denn der Kaiser mußte ihn nicht nur für einen König erkennen, sondern noch außer einer baar zu erlegenden Summe, einen jährlichen Tribut versprechen, und viele Handwerker, woran es den Daciern fehlte, übersenden.

Dennoch hielt Domitian mit vieler Unverschämtheit einen Triumph über Deutschland und Dacien; oder wie Orosius sich ausdrückt: über seine vertilgten Legionen.

Nerva,

Nerva, der dem Domitian auf dem Throne folgte, nahm den Titel eines Ueberwinders der Deutschen an, weil sie unter seiner Regierung, im Jahr 96 in Pannonien von den Römern geschlagen seyn sollen.

Sein Nachfolger, Ulpius Trajan hatte beschlossen, den Krieg mit den Deutschen zu vermeiden. Dieser Prinz war bey ihnen in solchen Ansehn, daß sie im Jahr 97 ein fürchterliches Heer, welches an der Donau bereit stand, in die römischen Staaten einzufallen, auseinander gehen liessen, als sie hörten, daß Trajan zur Regierung gelanget sey.

Vermuthlich fällt der Anfang des grausamen innerlichen Krieges, welchen die Chamavier und Angrivarier wider die Brukterer führten, in die Regierung eines der vorhergehenden Kaiser, vielleicht gar des Vespasian. Wir wissen nichts von demselben, als daß die brukterische Nation von ihren Feinden beynahe völlig aufgerieben worden, und daß endlich Trajan durch ernstliche Drohungen den Frieden hergestellt, und den verjagten König oder Fürsten der Brukterer wieder eingesetzt habe. Uebrigens rächete Trajan Roms Ehre an Dacien, welches er zweymal bekriegte, und zu einer römischen Provinz machte.

Adrian, der folgende Kaiser, hat sich dadurch bekannt gemacht, daß er die Grenzen des Reichs durch Wälle und Mauren verwahrte.

Auch

Auch in Deutschland ließ er dergleichen aufführen, und die dortigen Legionen beständig in den Waffen üben. Er soll einer deutschen Nation einen König gegeben haben; was für eine es sey, ist unbekannt. Sonst stand er beständig mit den Deutschen in gutem Vernehmen.

Unter Antonin gieng der Krieg wieder an; besondere Umstände wissen wir nicht; vielleicht verdienen sie auch kaum, gewußt zu werden. Aber zu den Zeiten seines Nachfolgers, Markus Aurelius, entstand der bekannte Markomannische Krieg. Wenn auch einige meiner Leser ihn unter diesem Namen nicht kennen, so werden sie doch vermuthlich von der Donnerlegion gehöret haben? von beyden werde ich nächstens reden.

Mein Herr Deutscher,

Wenn nun mein Mann auch Hörner trägt, was kümmert sie das? Bisher ist noch kein Mensch so unverschämt gewesen, daß er es ihm vorgehalten hätte, als sie. Herr! daß sie es wissen, Gott sey ihren Augen gnädig, wenn ich sie ausfündig machen kann! Möchten sie doch sagen was sie wollten, aber daß sie den guten Mann vor ihrem verfluchten Buche in Kupfer stechen lassen, daß jedes Kind mit Fingern auf ihn weiset, das geht zu weit. Wenn er nur

nicht

nicht so eigentlich getroffen wäre, oder wenn es nur mein Mann nicht wäre! Warum haben sie nicht meinen Nachbar stechen lassen? Ich gebe dem funfzig Thaler, der mir ihren Namen sagt.

Barbara S.

Madame,

Ich kenne weder sie, noch ihren Mann. Die funfzig Thaler können sie sparen, mein Verleger wird ihnen meinen Namen unentgeltlich sagen, und den Namen des Kupferstechers in den Kauf. Auch ihr Nachbar ist mir unbekannt. Sollt' ich jeden Mann, der mit dem ihrigen einerley Schicksal hat, in Kupfer stechen lassen, wo würden alle Kupferplatten herkommen? Besser wärs, wenn alle Weiber von ihrem Charakter gemahlt oder in Kupfer gestochen würden; vielleicht stellte dies die Stirn manches Mannes in Sicherheit, und mancher würde hergegen erschrecken, das Bild seiner Hälfte unvermuthet in der Sammlung zu finden. Gute Besserung, Madame Barbara, wünscht ihnen

der Deutsche.

Der
Deutsche.
Acht und vierzigstes Stück.

Magdeburg, am 30ten November 1771.

Immer gerade vor sich hingehen müssen, keinen Seitenschritt weder zur Rechten noch zur Linken thun dürfen, ist eine Sache, lieben Leser, die ich nicht lange aushalten kann. Wenn nun vollends der Fußsteig holprig ist, und nirgend eine Bank, oder einen Rasenhügel — oder allenfalls, in Ermangelung besserer Bequemlichkeit, einen großen Stein, zum Niedersetzen hat — dann sey der Himmel jedem Wandersmann gnädig! Noch, wenn ich nach meiner Willkühr fortschlentern oder laufen kann, wollt ichs gelten lassen. Aber ein Wegweiser vorauf, dem über Stock und Steine nachgetrabet werden muß — für einen, der das Gehen nicht zum Handwerk macht, ist das ein erbärmliches Ding! Nun glaub ich zwar, nicht schlechter zu Fuße zu seyn, als irgend ein andrer — ich gehe meinen guten Schritt, trete ziemlich fest auf, und wenn ich gleich einmal stolpere, so hat mich doch noch kein Mensch auf die Nase fallen se-

hen — aber ich habe den Eigensinn, daß ich nicht gern hinter jemand hergehe, der mir gleichsam jeden Schritt vormisset. Darum bin ich (wenn ihr euch nur die Mühe geben wollt, die letzten Tage meiner Wanderschaft auszunehmen) immer solche Wege gegangen, wo ich keinen Wegweiser brauchte: — oder wenn ich ja seiner bedurfte, mußte der Weg so breit seyn, daß wir neben einander Platz hatten.

Hat man nun alle Tage einerley Wegweiser — wenn es auch auf einen solchen Wege wäre, wo einer hinter dem andern hergehen muß — so gewöhnt man sich endlich an seinen Schritt, und wandelt so gut man kann, hinter drein. Wenn sich aber ein Schock zugleich finden, die sich über den Weg nicht vergleichen können, — der sagt: dort geht der rechte Weg hin! — ein andrer: nein, er geht da hin! — rechts! — links! — rückwärts! — vorwärts! — krumm! — gerade! — hierhin! dahin! dorthin! — und jeder will gefolget seyn! — Wofern ihr da nicht in Gefahr seyd, irre zu gehen, so versteh ich nichts von Wegen.

Zum wenigsten habt ihr die Mühe, die Narren zu vergleichen. —

Was die Bank oder den Rasenhügel betrifft, je nu, da hab ich ein Mittel ausgedacht:

Ich führe beständig einen Feldstuhl bey mir, auf welchen ich mich setze, so oft mirs gut dünkt.

Aber,

„Aber, Freund, dann laufen dich die Wegweiser davon, und du bleibst allein in der Wüste.„

Desto besser! dann sitz ich auf meinem Stuhl und — träume bis sie wiederkommen.

Etliche Wochen hinter einander, bin ich nun auf meinem Wege in einem Athem fortgelaufen, ohne mich umzusehen. Hier ist ein ebnes Fleckgen; hier muß ich meinen Feldstuhl auseinander schlagen.

Zu den Zeiten des weisen Königes Salomo — den ihr alle kennet — und kennet ihr ihn nicht, so ist es nicht meine Schuld — auf allen Fall, was kümmert es mich? — Zu den Zeiten dieses Königs mogte der Einfall hingehen, sich hinzusetzen und — ein Buch zu schreiben. Aber jetzt? — bey meiner Treu! die Zeiten haben sich geändert. — Und hätte Salomo vorher sehen können, daß die Aenderung so groß seyn würde, mir däucht immer; der Mann hätte lieber alles andre gethan, als Bücher schreiben.

Ein jeder Schriftsteller, wes Standes, Alters, Kopfes, u. s. w. er sey — er schreibe mit einem Gänsekiel, oder — womit er will, kommt mir ungefähr so vor — comme un soldat qui passe par les verges.

„Pfuy! mein Herr, das ist eine Vergleichung, worinn mancher viel — „

— Anstößiges finden wird? Guter Freund, das hab ich selber schon gedacht; eben darum gab ich ihr ein französisches Kleid. — Denn wir Deutschen finden gemeiniglich das Anstößige weder in den Wörtern noch in den Begriffen, noch in Sachen, noch in Handlungen.

„Wo zum Henker findet ihr es denn?„

Das will ich euch sagen: in der Sprache. Lacht nicht! ich erbiethe mich, euch das Ding sonnenklar — oder wenn euch so vieles Licht blendet — mondenklar zu beweisen. — Versucht es einmal, und nennet gewisse Dinge, deren ihr nicht gar füglich entübrigt seyn könnet, und die euch jeder Anatomiker bey vielen brennenden Lichtern zeigen und ohne zu erröthen, nach allem, was sich davon sagen und nicht sagen lässet, deutlich machen wird — versucht es, sag ich, und nennet diese Dinge mit einem sittsamen deutschen Namen. Sehet zu, wenn nicht flugs jedes Frauenzimmer in der Gesellschaft roth wird — oder wenigstens sich so stellet — es müßte denn seyn, daß sie zum Errөthen noch zu unschuldig wäre — und jede Mannsperson auch für unmanierlicher ausschreyet, als Diogenes soll gewesen seyn: so will ich verlohren haben, und erbiethe mich, meine Vergleichung — welche ich übrigens für eine der besten halte, die je gemacht ist — ohne Gnade auszustreichen. Seyd ihr aber so gescheut, diese Dinge in einer andern

dern Sprache zu nennen? — Jedermann wird euch eben so gut verstehen; kein Frauenzimmer, von der Matrone an, bis zum Mädgen, das nachgerade anfängt die Puppe zu verstecken, wenn Fremde ins Zimmer kommen, wird den Fächer vors Gesicht halten; und keine Mannsperson wird euere Sittsamkeit in Zweifel ziehen. Hieraus ziehe ich den Schluß:

> daß den deutsche Sprache für garstige Dinge zu reinlich sey;

wofern ihr nicht lieber den gerade entgegen gesetzten Schluß daraus herleiten wollet:

> daß die Deutschen nur der deutsche Name eines anstößigen Dinges anstößig sey.

Ich gestehs, ihr habt Gründe vor euch. Nennet z. B. jemanden einen H . . sohn. Und wenn in seiner Mischung die Galle auch das kleinste Ingrediens wäre, so wird er nicht ermangeln, euch handgreiflich zu überführen, daß H . . sohn ein grundgarstiges Scheltwort sey. Sagt aber ein Deutscher zu seinem Nächsten: du bist ein fils de p . ., — wenn er nicht dadurch stracks ein Paar Argumente von der Ueberführung abgedungen hat, so will ichs gelassen ansehen, wenn ihr dieses Blatt zum Käsekrämer schicket — oder es gar mit dem Parterre oder einer andern Schmähschrift in einen Band binden lasset. Nun aber:

„Liese ist eine H . . .„

Schämen sie sich mein Herr!

„Liese ist ein Prostibulum.„

Nicht übel! wahrhaftig, nicht übel! keine Seele hat wider den Ausdruck was einzuwenden, es müßte denn eine lateinische Seele seyn. Diese würde euch — mit euerer Erlaubniß — beweisen, daß das römische Wort viel, viel garstiger sey, als das Deutsche.

„Liese ist eine fille de joye.„

Vortreflich! allerliebst gesagt! Mit mehrerem Anstande kann man einem Mädgen die Keuschheit nicht absprechen! Euere Wangen, ihr Schönen, sind in Sicherheit! Ihr könnt mit gutem Gewissen die Mühe sparen, ein Bisgen Blut herauf zu zwingen. Es war ja nur französisch, und dabey — wie euch euere Mamsell gesagt hat — schickt sichs nicht, zu erröthen. — Wiewol ich, im Vorbeygehen gesagt, von den Schönen, sie mögen alt oder jung seyn, nicht die beste Meynung habe, die über jeden Dr — roth zu werden verstehen. (*)

„Sancho Pansa ward von dem Jäger in den H.. geschossen.„

Pfuy Teufel, wie garstig.

der

(*) Wem dieses deutsche große D mit dem kleinen r Steine des Anstosses sind, der wird sie entschuldigen, wenn ich ihm sage, daß ich nicht weiß, wie dieser Fall in der Zwittersprache ausgedruckt wird.

„der Jäger schoß den irrenden Stallmeister vor die bloßen Posteriora.„

In der That, mein Herr, man kann nicht artiger reden!

Aber hütet euch, mich deswegen als einen Cyniker auszuschreyen! — Ihr würdet euch an mir versündigen. Denn wisset, unter allen Einfällen, die jemals in einem menschlichen Gehirn aufgekeimet sind, hätt ich zu keinem den ersten Boden lieber hergeben mögen, als zu dem Einfalle des Mannes, der zuerst die Grazien — die Grazien so gar — bekleidet, abbildete. — Aber lachen muß ich, daß ihr nicht die Sachen, sondern ihre Namen garstig findet. Lachen muß ich, wenn ihr euch schämet, ein alltägliches Unglück mit einem bescheidnen deutschen Ausdruck zu belegen:

Woher, liebe Madame, kommt ihre ungewöhnliche blasse Farbe? Sie gleichen einer Person, die kaum das Krankenbette verläßt.

„Sie haben nicht Unrecht. Es war keine Kleinigkeit.„

Die erste Dame fuhr fort zu fragen, und ich unterschied in der Antwort dem französischen Ausdruck, der gerade nicht mehr und nicht weniger sagt, als was wir in unsrer Muttersprache eine unzeitige Entbindung nennen. — Findet mir in diesen Worten etwas Ungeziemendes, wenn ihr könnt? — und wenn ihr nicht könnt, so belehret mich, in wiefern fausse

couche besser sey? — Erbsen und Hering — Hering und Erbsen!

„Aber mein Herr Deutscher, die Sittsamkeit, und — die schönste der Grazien, die Verschämtheit .....„

Aber mein Herr Einwender, die Sittsamkeit will, daß ihr wirklich anstößige Gedanken gar nicht bey euch vermuthen lasset. Und was ihr die Schönste der Grazien nennet, — ich wollte, ihr hättet Liebenswürdigste, Ehrwürdigste gesagt — die Verschämtheit wird durch ein gallisches, oder brittisches, oder römisches Wort, so bald es einen garstigen Begriff in seiner ganzen Garstigkeit ausdrückt, nicht weniger beleidigt, als durch ein Deutsches. Und hab ich euch nicht sehen lassen, daß ein fremder Ausdruck einem Dinge von seiner Häßlichkeit nichts benimmt, wenn es an sich häßlich ist? — daß er es zuweilen noch häßlicher macht? z. B. Prost ...? — daß er zuweilen was Unanständiges vermuthen lässet, wo nichts ist, z. B. fausse couche! — und, daß man schamloser seyn muß, das Wort p.. (welches ihr ohne Schwürigkeit aussprechet) auszusprechen, als das deutsche Wort H..? wenn ihr ja nicht entübrigt seyn könnet, gewisse unsaubere Vorstellungen die euerem Kopf durchkreutzen, auszukramen, und bey denen die euch hören, dieselben Vorstellungen hervorzubringen. So ist unsre Sprache keine solche Bettlerinn, die

für

für jedes Ding nicht mehr als Ein lumpiges Gewand hätte. Ihr werdet in derselben anständige und sittsame Ausdrücke genug finden, ohne daß euere Schönste der Grazien nöthig haben wird, von dem Pöbel unter den Franzosen die Allerunanständigsten zu entlehnen; — denn von dem feinern Theile habt ihr euer fils de p..., das Wort so den Nonnen von Andovillets so sauer ward, und andre eben so saubere Blümchen zuverläßig nicht geborget.

Nun sehet ihr, daß ich, um keinem unter euch anstößig zu seyn, Ursache hatte, meine Vergleichung französisch einzukleiden. — Ueberhaupt stelle ich mir einen jeden Schriftsteller vor comme un soldat qui passe par les verges. Die mehresten hauen zu; etliche machen Musik; und ein Paar neugierige Müßiggänger, die von ungefähr über den Platz laufen, bleiben stehen und sperren das Maul auf. Die ihn hauen, sind eben das, was er ist, und der arme Teufel hat ihnen, meines Wissens, nicht ein Haar in den Weg geleget.

Seyd ihr ein Historiker, mein Herr? — „Zu dienen.„ — desto schlimmer für euch! da passet die Vergleichung noch genauer. Vor jenem armen Teufel gehet einer her, dem er Schritt vor Schritt folgen muß. Folgt er nicht, so wird er gepeitscht; folgt er, — so wird er dennoch gepeitscht. — Vor euch, mein Freund, gehen oft ein halbes Hundert her, und ihr

mögt einem, oder etlichen folgen — oder ihr mögt den Trotzkopf machen und keinem folgen: den Hieben entgeht ihr nicht! — Ihr zweifelt? Hört, guter Freund, thut die Augen auf, und sehet rechts und links, und rückwärts, so weit und so scharf ihr könnt; und wenn ihr mir, von Moses an bis auf den heutigen Tag, nur einen einzigen zu nennen vermöget, der nicht gegeisselt wäre, so — will ich mich des gerechten Anspruchs auf die Dankbarkeit aller Ausländer, die ich heute verdienet habe, feyerlichst hiermit begeben.

So gewiß ihr das nicht vermöget, so gewiß werdet auch ihr, so wie ihr da seyd, nicht ledig ausgehen, und sollt auch nur ein muthwilliger Bube euch mit einen Schneeball werfen — doch könnt' es gerade Sommer seyn, oder — wenn es Winter ist, mögt' eben kein Schnee liegen — und dann bin ich nicht Bürge, daß euch nicht etwas schlimmers nachgeworfen wird. Aber, wenn euch das ein Trost ist, so bemerket, daß von der andern Seite immer jemand euch zu Ehren eine Musik machen wird.

Lasset euch aber, lieben Leute, durch beydes nicht irre machen. Denn mir deucht — nein, mir deucht nicht; es ist ausgemacht, daß es nichts zu bedeuten hat, wenn ein Knabe muthwillig ist — wofern ihr nur so viel gutes an euch habt, daß ein gesetzter Mann sich

nicht

nicht schämen darf, sein Schnupftuch hervorzuziehen, um den Schmutz von euerem Rocke zu wischen. Und mit der Musik? — nun wahrhaftig, wenn nicht wenigstens Eine reingestimmte und gutgespielte Geige darunter ist, so halt ich alles übrige keines Pfeifenstiels werth. Denn ihr müsset wissen, daß man den ganzen hungrigen Schwarm der Bierfiedler, so viel ihrer in Deutschland sind — samt ihren Fiedeln — für ein Paar lumpige Gulden miethen kann. — Dann werden sie euch zu Ehren fiedeln, daß es die ganze Nachbarschaft höret. — Aber ich halte euch für Schurken, wenn ihr einen Pfennig dran waget. — Lieber mögen sie euch mit allem werfen, was in ihre schmutzigen Hände kommt.

Wir können nicht umhin, einem jeden, was diesen Punkt betrifft, unsre Gesinnung zu wünschen: uns ist es lieber, daß Leute die eine gute Geige spielen, uns mit dem Bogen drohen, oder gar auf die Finger schlagen, wenn wir einen oder ein Paar Takte nicht nach ihrem Geschmack gespielet haben, als daß ein Bierfiedler Bravo ruft. Denn wir finden, daß sein bestes Loblied weiter nichts sey, als ein — Gassenhauer; und kein Mensch wird uns überreden, daß eine Stockfiedel eine Kremoneser sey.

Das wäre also unser Stück von den Wegen, von Schriftstellern, von Vergleichungen, von

vom Anstößigen, vom Erröthen, vom passer par les verges, von Virtuosen, und von Bierfiedlern. Nun haben wir noch von Verschlimmerung der Zeiten, von der ehelichen Liebe, und wenn es der Raum erlaubt, vom Patriotismus zu reden; das wollen wir unter der Aufschrift

Anekdoten

zusammen fassen. — Aber, das bitte ich, lasset euch diese Aufschrift nicht verleiten, mich mit gewissen hämischen Anekdotensammlern in eine Klasse zu setzen; denn ihr werdet finden, daß durch unsre Anekdoten keines Menschen guter Leumund gekränket wird, wenn ihr euch die Mühe geben wollet, sie zu lesen.

Plutarch, den wir, wie ihr wisset, für einen kreutzbraven Mann halten, hat auf unsre Zeiten ein Pasquill gemacht, welches — aber höret nur selbst: er sagt in seinem Liber amatorius, es liessen sich viele Tausende von Beyspielen anführen, daß die eheliche Liebe trotz den Silberhaaren und Runzeln bis zum Grabe mit unveränderlicher Treue, Zärtlichkeit, u. s. w. fortgedauret, und fest bestanden sey. Freund Plutarch, du guter Mann, hättest du in unsern Zeiten gelebet, und deine Tausende nicht auf der Stelle in ein oder ein Paar Dutzt verwandelt, so würden wir dich für — einen

der

der grössten Prahler halten. Zu deinen Zeiten konntest du Recht haben, zumal, wenn du, wie du wirklich thust, deine multa millia uxoriorum amorum von den Galliern und Deutschen entlehntest. Denn deine Römer und Griechen waren gesittet, gebildet — gleich dem heutigen Gallien oder Deutschland; das heißt: bey ihnen hatten sich die Zeiten schon verschlimmert. Ein Beyspiel sagt er, welches er selbst erlebet, wolle er anführen — und wir wollen es ihm nachschreiben, bloß um der Seltenheit willen.

Meine Leser werden sich des Julius Sabinus, eines angeblichen Nachkommen des J. Cäsar erinnern, der auf des Civilis Seite getreten war. Als Civilis und die Deutschen mit den Römern Friede gemacht hatten, befürchteten die vornehmen Gallier die Strafe ihres Aufruhrs, und suchten sich zu retten, so gut sie konnten. Sabinus hätte leicht zu den Deutschen flüchten können; aber er konnte sich nicht entschliessen, seine Gemahlinn Empona zu verlassen; und sie mitzuführen war unmöglich. Auf einem Landguthe hatte er ein Paar Keller, welche nur zwey seiner Freygelassenen wußten. Diese beyden behielt er; allen übrigen Knechten gab er ihren Abschied, unter dem Vorwand, als wollte er sein Leben durch Gift endigen. Hierauf zündete er sein Landhaus an, und begab sich in die unterirdischen Hölen. Einen der Freygelassenen sendete er zu seiner Gemah-

mahlinn, der ihr seinen Tod melden mußte. Dieses that er in der Absicht, damit ihr Schmerz desto natürlicher seyn, und seinen Tod glaubwürdiger machen möchte. Dies traf ein; denn Empona warf sich, so bald sie die Nachricht erhielt, zur Erde, und brachte so drey Tage zu, ohne etwas zu geniessen. Als Sabinus dieses von seinem Freygelassenen erfuhr, war er für ihr Leben besorgt, und ließ ihr die Wahrheit eröffnen, ermahnte sie aber, sich immer noch betrübt über seinen Tod zu stellen. Dies that die Frau; indessen besuchte sie des Nachts ihren Gemahl, und brachte sieben Monathe mit ihm zu. Nach Verlauf derselben führte sie ihn verkleidet nach Rom, in Hoffnung, seine Sache beyzulegen. Diese Hoffnung schlug fehl; er kehrte also wieder in seine Hölen zurück, wo seine vortrefliche Gattinn sich mit ihm gleichsam lebendig begrub, indem sie diesen Aufenthalt der Todten nicht anders verließ, als wenn sie auf ein Paar Tage nach Rom gieng, um allen Verdacht vorzubeugen. Sie gebahr ihrem Gemahl in seinem unterirdischen Aufenthalt zween Söhne. Endlich ließ Vespasian dieses Wunder ihres Geschlechts ermorden; und sie hatte das Herz ihm bey ihrer Hinrichtung ins Gesicht zu sagen: der Aufenthalt bey den Erdgeistern sey erträglicher, als einen Tyrannen auf dem Thron zu sehen. Die Großmuth, mit der sie starb, zwang jeden statt der

Thrä-

Thränen zum Erstaunen und zur Bewunderung; Plutarch setzt hinzu: Göttern und Schutzgeistern habe niemals etwas abscheulicher vorkommen müssen, als die Hinrichtung einer solchen Frau; und hierinn geben wir, als große Verehrer der weiblichen Tugenden, ihm willig Beyfall.

Unsere zweyte Anekdote betrifft den Decebal, dessen sich meine Leser gleichfalls noch aus den vorhergehenden Blättern erinnern werden. Als sich die Dacier wider den Domitian empörten, standen sie unter einem Fürsten Namens Duras. Dieser sah, daß sein Volk wider einen so mächtigen Feind als die Römer waren, eines tapfern und in jeder Kriegestugend vollkommen geübten Hauptes bedürfe. Duras war ein Patriot. Er zog das Glück seines Volkes dem Vergnügen zu herrschen vor. Decebal ward für den Weisesten, Entschlossensten und Tapfersten der ganzen Nation gehalten; diesem übergab Duras aus freyem Triebe die Regierung, und erwarb sich dadurch den unsterblichen Ruhm, der beste Bürger in seiner Nation zu seyn.



Mein

Mein Herr,

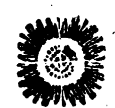
Warum hat denn ihr Mann auf dem Titelkupfer seinen Degen an der rechten Seite? Predigen sie doch einmal den Kupferstechern Vernunft. Gott befohlen

Fr. Kurz.

Antwort:

Den Kupferstechern? — Lieber ihnen. Die alten Deutschen sowol als die alten Römer trugen das Schwerdt nicht an der linken Seite, sondern an der rechten. Leben sie wol

der Deutsche.



Der
Deutsche
Neun und vierzigstes Stück.

Magdeburg, am 7ten Decemb. 1771.

Fortsetzung
des sieben und vierzigsten Stückes.

Tiberius war schon der Meynung, man müsse Deutschland seinen innerlichen Unruhen überlassen. Seit einiger Zeit folgten die Römer diesem Grundsatze so viel sie konnten, und befanden sich ganz wohl dabey, so lange die Deutschen thöricht genug waren, sich unter einander aufzureiben. Die Zeit kam aber, wo diese Völker einsahen, daß es besser sey, ihre zusammengesetzten Kräfte wider auswärtige Feinde zu wenden.

Unter der Regierung des Markus Aurelius, verbanden sich die Qvaden (Schlesier) Narisker, (Pfälzer) Hermundurer, Sveven, Vandalen, und verschiedene Völker, jenseits der Oder, und von der Pohlnischen Grenze, als die Burier Basternen, u. a. m. nebst sehr

vielen Nationen, deren Namen uns kaum noch bekannt sind, mit den Markmännern, und fielen in die römischen Staaten zu einer Zeit, da Italien theils durch Hunger und Pest, theils durch den parthischen Krieg äußerst entkräftet war. Dieses ist der sogenannte Markomannische Krieg, dessen ich am Schluße des sieben und vierzigsten Stückes erwähnte. Die Römer mußten leiden, daß diese Völker zwey Jahre lang die römischen Provinzen plünderten und verheerten, ehe sie ihnen ein hinlängliches Heer entgegen zu stellen vermogten; und dennoch wie dis Heer zusammen gebracht war, bestand es zum Theil aus Straßenräubern, Klopffechtern und Sklaven. Markus Aurelius, und sein Mitregent Lucius Verus, giengen in Person zur Armee ab, fanden aber, wie es scheint, daß die Feinde sich mehrentheils schon über die Donau zurück gezogen hatten, und schlossen mit den übrigen einen Frieden. Daß ist ungefähr alles, was wir von diesem Kriege zuverlässig wissen, der den Römern so viele Sorge gemacht hatte, daß Aurelius, um den Olymp so viel als möglich, auf seine Seite zu bringen, verschiedene Gottheiten fremder Völker nebst ihrem Gottesdienste in Rom einführte. Zu Aquileja, wohin die beyden Kaiser sich beym Schlusse des Friedens begeben hatte, entstand die Pest unter ihrem Gefolge und den Soldaten, welches sie bewog, nach Rom zu kehren; L. Verus

starb

starb aber unterweges. Es ist zu bedauren, daß wir von diesem Kriege, der doch sehr wichtig und Anfangs für die Römer sehr nachtheilig gewesen seyn muß, keine hinlängliche Nachrichten haben. Der Friede war von keiner Dauer; denn, weil sich die Deutschen wahrscheinlicher Weise nur deswegen dazu bequemet hatten, weil ein grosses Theil ihrer Bundesgenossen über die Donau zurück gieng, und sie verließ: so fingen sie bald wieder an sich zu bewegen. Aurelius rüstete sich, ihnen mit Nachdruck zu begegnen, und, weil die Schatzkammer erschöpfet war, verkaufte er sein goldenes und silbernes Geschirr, so gar seine Kleider, um die Truppen bezahlen zu können. Was wir von dem Anfange dieses Krieges sagen können, sind ebenfalls größtentheils nur Muthmaßungen. Das wissen wir, daß sechstausend Longobarden über die Donau gegangen, aber vom Kandidus und Vindex zurück getrieben sind, und daß bald darauf ein Haupttreffen mit den Markmännern vorfiel, worinn die Römer geschlagen wurden, und Vindex selbst das Leben verlohr, welchem M. Aurelius drey Ehrensäulen zu Rom aufrichten ließ. In einer andern Schlacht haben die Römer zwanzigtausend Mann eingebüßet.

Inmittelst rüsteten sich auch die in den Gegenden des Rheins wohnenden Deutschen, und fielen in Italien ein, sie wurden aber vom

Pertinax und Pompejan geschlagen, und man soll unter ihren Todten viele gerüstete Weiber gefunden haben.

Es sind in diesen Kriegen noch viele blutig Schlachten vorgefallen, von denen wir keine besondere Umstände wissen. Pannonien kam wieder ganz und gar in römische Hände, und überhaupt wollen die Römer in diesem Kriege die Oberhand behalten haben, welches auch ganz wahrscheinlich ist. Aurelius nahm den Namen Germanikus an, und gieng über die Donau, um die Quaden nachdrücklich zu züchtigen. Dis war im Jahr Christi 174. Die Quaden schlossen ihn mit seinem Heer in den Gebirgen ein, wo er kein Wasser bekommen konnte, wodurch die Legionen in Gefahr kamen, vor Durst umzukommen. Wie er fünf Tage lang die äußerste Noth ausgestanden hatte, griffen ihn die Quaden an — andere sagen er habe sie angegriffen, welches in der That mehr Wahrscheinlichkeit hat. Im währenden Treffen entstand ein schreckliches Gewitter, nebst einem Sturmwind, der den Deutschen gerade entgegen wehete und ihnen den Hagel und Regen ins Gesicht schlug, wodurch Aurelius den Sieg erhielt.

Dieses wird für ein Wunder ausgegeben, welches durch das Gebet der Donnerlegion gewürket wurde. Es soll nehmlich den Kaiser gemeldet worden seyn, daß den Christen ihr

Gott

Gott nichts abschlage. Da er nun gehöret, daß die ganze zwölfte Legion — einige die bescheidner lügen, sagen nur von einer ganzen Kohorte der zwölften Legion — aus lauter Christen bestände, ließ er sie zusammen kommen, und bat sie, bey diesem großen Mangel an Getränk, ihren Gott um einen tüchtigen Platzregen anzuflehen. Die Christen gehorchten und es fieng an zu regnen. Der Himmel that mehr; er sandte zugleich Donner und Hagelsturm, um den sie nicht gebeten hatten, und durch dessen Hülfe die Deutschen gleichwol geschlagen wurden — vermuthlich, wie ein gewisser Schriftsteller sagt, weil sie keine Christen bey sich hatten, die den Hagel wider die Römer zurückbeten konnten. Die Legion hätte hierdurch den Namen Fulminea, die donnernde, erhalten, aber, wohl zu merken, nur bey den christlichen Schriftstellern. Denn die Wahrheit ist, daß weder M. Aurelius noch seine Armee überhaupt, noch die zwölfte Legion insonderheit, noch die römischen Jahrbücher das geringste von diesem Wunder wissen; und daß unmöglich, schlechterdings unmöglich, nur ein Manipel, geschweige ein Kohorte oder ganze Legion aus lauter Christen habe bestehen können, welches die wissen werden, die den Eifer der ersten Christen und die Sitten der römischen Läger kennen.

Meines theils, so gewiß und so ehrerbie-

 thig

thig ich die Wunder Christi und seiner Apostel für wahr erkenne, so hartnäckig wehre ich mich gegen die Mirakel der neuern Propheten.

Nach dem Siege, den die Römer bey dieser Gelegenheit erfochten, baten die Quaden um Friede, welchen sie unter der Bedingung erhielten, daß sie nicht die geringste Gemeinschaft in Zukunft mit den Markmännern und deren Bundsgenossen unterhalten, eine gewisse Anzahl Pferde und Rindvieh geben, und alle Ueberläufer und Gefangnen ausliefern sollten. Die Quaden waren genöthiget, dieses einzugehen; allein, als gleich darauf die Markmänner von dem Kaiser zu wiederholten malen geschlagen wurden, brachen sie den Frieden, indem sie diesen ihren alten Bundsgenossen mit der größten Bereitwilligkeit eine Zuflucht verstatteten. Ueberdem verjagten sie ihren König Furtius, und wollten ihn auf des Kaisers Geheiß nicht wieder annehmen, sondern erwählten einen andern, Namens Ariogäsus; auch lieferten sie nicht alle Gefangenen aus, (deren Zahl sie ohnehin nur auf 13000 angegeben hatten, da sie sich gegen 70000 erstreckt haben soll) sondern nur die Alten und Krüppel.

Dieses sah der Kaiser als einen Friedensbruch an, und wendete seine Waffen wider sie. Zwar suchten sie den Krieg zu vermeiden, und thaten das Erbiethen, noch 50000 römische Gefangne loszugeben, aber Aurelius war taub,

und

und setzte dem, der ihm den neuen quadischen König Ariogäsus lebendig liefern würde, tausend Goldstücke (aureos) und halb so viel dem, der seinen Kopf bringen würde, zur Belohnung aus. Dieser Prinz hatte auch endlich das Unglück, in die Hände der Römer zu fallen, und die Quaden und Markomannen mußten einen harten Frieden eingehen.

Auch mit denen übrigen Bundsgenossen der Markmänner, z. B. den Jazygen, einem mächtigen Volke an der Donau, den Narißkern, Buriern, Gothinen, u. a. machte der Kaiser Friede, ob er gleich im Anfange des Krieges beschlossen hatte, sie völlig unters Joch zu bringen; denn die Rebellion des Kaßius in den orientalischen Provinzen setzte ihn außer Stand, den deutschen Krieg fortzusetzen. Den Gothinen wieß er sogar einen Sitz in Italien an, und aus den übrigen Völkern vertheilte er viele in Dacien, Pannonien, und andere römische Provinzen.

Es entstand aber dennoch abermals ein deutscher Krieg, in welchem der Kaiser in Begleitung seines Sohnes Kommodus, selbst bey der Armee war. Von diesem Kriege fehlen uns ebenfalls die nähern Nachrichten. Das wissen wir, daß Aurelius während desselben in Pannonien starb, nachdem er seinen Sohn ernstlich vermahnet, den Krieg nicht eher zu endigen, bis Deutschland zu einer römischen Provinz

 ge-

gemacht sey. Allein dieser Sohn, den uns die Geschichtschreiber als das ärgste Ungeheuer schildern, fand es für besser, seinen Schandthaten nachzuhängen, und schloß, nachdem er den Krieg ein paar Monathe fortgesetzet, einen Frieden, den die Deutschen nicht besser wünschen konnten. Sie gaben ihm nehmlich alle Gefangnen frey, versprachen ihm von qvadischer und Markmännischer Seite etwa zwanzigtausend Mann Hülfsvölker, und einige andere Punkte, von denen sie in Erfüllung brachten, was ihnen gut dünkte. Dagegen mußte der Kaiser aus allen Vestungen, Schanzen, Kastelen, u. s. w. welche die Römer jemals im Gebiete dieser Völker angeleget hatten, die Besatzungen nehmen; folglich waren diese Nationen wieder vollkommen frey.

Am Rhein war es inmittelst auch nicht ruhig, indem die Friesen daselbst den Römern zu schaffen machten. Sie wurden aber vom Klodius Albinus geschlagen.

Dem Kommodus folgte obengedachter Pertinax, und diesem Julian in der Regierung, welcher dem Severus weichen mußte. Dieser letzte hatte im Anfang seiner Kaiserwürde genug mit dem Pescennius Niger, und dem Albin, die ihm den Thron streitig machten, zu thun; und es ist unbekannt, ob er etwas wider Deutschland unternommen, nachdem er sich diese Nebenbuhler vom Halse geschaft. Severus

rus starb im Jahr Christi 211 und ließ das Reich seinen beyden Söhnen Bassian, sonst Karakalla genannt, und Geta. Der letztere war ein guter Herr, Bassian hergegen ein Ungeheuer, bey dem Kommodus und Nero hätten in die Schule gehen können. Seine Schandthaten gehören nicht hieher; nur der einzigen muß ich gedenken, weil sie den deutschen Krieg veranlassete: er konnte keinen Mitregenten dulden, daher ermordete er seinen Bruder in den Armen seiner Mutter. Nach vollbrachten Mord gab er sich in den Schutz der Armee, und wendete vor, sein Bruder habe ihm nach den Leben gestanden: er erhöhete den Sold der Soldaten, und zog sie dadurch auf seine Seite. Um aber zu verhindern, daß die Ruhe den Besser bezahlten Krieger nicht zu Empörungen verleiten möchte — denn dieses war der Period, in welchem das Heer den Kaiser machte, und den Thron den Meistbietenden verkaufte — dachte er auf einen Krieg. Deutschland schien ihm am bequemsten, er zog also im Jahr 213 nach Deutschland.

Durch diesen Krieg lernen wir zwey deutsche Völker kennen, von denen man vorher nicht die geringste Nachricht findet: die Cennen und Allemannen.

Als Bassianus Karakalla mit seinem Heer an das Gebiet der Cennen, einem Volke an der äusersten Gränze von Rhätien (Bayern und ein

Theil von Schwaben) kam, wurde er mit unbeschreiblicher Tapferkeit empfangen, und er mußte sich endlich den Durchzug durch ihr Land mit schwerem Gelde erkaufen. Er zog hierauf weiter, und kam zu den Allemannen, einem zwischen der Donau, dem Rhein und Mayn wohnenden svevischen Volke, welche damals mit ihren Nachbarn in Krieg verwickelt waren. Bey diesen schlug er einen andern Weg ein, indem er vorgab, er wolle ihnen Beystand leisten. Unter diesem Vorwande legte er hin und wieder Vestungen, und zugleich den arglosen Allemannen einen Zügel an, welche den Römer bald kennen lernten. Denn Bassian berief die jungen und besten Krieger dieser Nation zusammen, als wenn er die Streitbarsten unter ihnen ausheben, und in einem besondern Haufen als den Kern des Heers versammeln wollte. Allein plötzlich umringte er sie mit seinem Heer, und ließ sie niederhauen. Die Allemannier vertheidigten sich zwar, und einige Katten, die mit ihnen im Bunde standen, thaten das ihrige redlich, aber die Römer behielten die Oberhand.

Das Gerücht dieses Bubenstücks breitete sich in kurzen durch ganz Deutschland aus, und erbitterte die Söhne Mana's aufs äußerste. Von der Elbe her, und von dem äußersten Holstein kamen Gesandte, welche dem Kaiser den Krieg ankündigten. Dieses machte ihn bestürzt,

und

und er entschloß sich, mit vielem Gelde von einer deutschen Nation nach der andern einen schändlichen Frieden zu erkaufen, und wie alle Kassen erschöpft waren, ließ er falsche Münzen von Kupfer und Bley schlagen, die ersteren vergolden, und die Bleyernen versilbern. Mit diesem bezahlte er seine Armee — denn, was die Deutschen betrifft, diese nahmen seine Medaillen nicht.

Er richtete hierauf eine Leibwache von den tapfersten und kühnsten Deutschen auf, und nannte sie seine Löwen, wegen ihres Muthes. Auch suchte er auf alle Art die Freundschaft der Deutschen Nation, deswegen kleidete er sich in ihre Landestracht, und trug falsches gelbes Haar. Die Ursache dieses Betragens war die Ueberzeugung, daß er sich den Römern durch seine unmenschliche Verbrechen abscheulich gemacht hatte, und von ihnen bestraft zu werden fürchtete. Deswegen unterhielt er sich oft in geheim mit den Deutschen Herren durch einen Dolmetscher, und gab ihnen Anschläge, wie sie, im Fall er ums Leben käme, Rom am füglichsten überwältigen könnten. Hierbey hatte er die Absicht, wenn die Römer rebelliren sollten, seinen Tod zu rächen. Wenn eine solche Unterredung geendigt war, ließ er den Dolmetscher ermorden. Dem ungeachtet traueten ihm die Deutschen nicht, weil sie sahen, daß er mit der Linken nahm, was er mit der Rechten gab.

Denn

Denn er ließ nicht nur den Gajovomer, König der Quaden, tödten, sondern hetzte die Markmänner und Vandalen wider einander, und richtete sonst viel Unfug in Deutschlend an, und in seinem ganzen Leben betrug er sich wie ein Narr, oder vielmehr wie ein Unsinniger.

Er gieng darauf nach dem Orient, wo er sich durch die unerhörteste Verrätherey wider den König der Parther, Artaban auszeichnete, und ward endlich auf Befehl seines Nachfolgers Makrin von einem Deutschen, Namens Martial, ermordet.

Makrin und sein Nachfolger Heliogabulus hatten Friede mit Deutschland, und unter diesem letzten bestand die ganze Kriegesmacht der Römer in ihren deutschen Besitzungen kaum aus drey Legionen.

Alexander dem man den Zunamen Severus gab, da man ihn den Gütigen, den Weisen hätte nennen sollen, war genöthiget, wider die Deutschen ins Feld zu rücken, weil dieselben theils in Gallien eingefallen waren, theils in Pannonien und Illyrien sengten und plünderten. Dieser Kaiser brachte also ein mächtiges Heer auf die Beine und eilte nach Gallien, wo er keinen Feind mehr antraf, weswegen er über den Rhein gieng, um die Deutschen aufzusuchen. Eine deutsche Wahrsagerinn prophezeihete ihm nicht viel Gutes, welches von ungefähr eintraf. Denn als bald darauf eine

eine heiße Schlacht vorfiel, eigneten sich zwar beyde Theile den Sieg zu, aber der Kaiser muß doch am mehresten gelitten haben, weil er von den Deutschen den Frieden erkaufen muste. Nach geschlossenen Frieden empörte sich sein Heer, und Alexander der Menschenfreund ward ermordet.

Maximin warf sich nach ihm zum Kaiser auf, und war willens, gleich über die Deutschen herzufallen, er hatte aber zuvor mit seiner Armee zu thun, in welcher der Geist des Aufruhrs herrschte. Als er dieselbe beruhigt und verstärket hatte, gieng er über den Rhein, und weil sich die Deutschen in die Wälder gezogen, hatte er freye Hand nach Belieben zu verheeren und zu plündern. Endlich soll es auch zu einem Treffen gekommen seyn, in welchen die Deutschen gänzlich geschlagen wurden, Maximin aber in einem Moraste beynahe umgekommen oder gefangen wäre, wenn nicht einige der Seinen ihn gerettet hätten.

Maximin ward den Römern wegen seinen Grausamkeiten bald verhaßt. Sie setzten ihm die beyden Gordiane, Vater und Sohn, entgegen, welche aber nach etlichen Wochen umkamen. Maximus und Balbin wurden hierauf erwählet; aber auch diesen wollte Maximin nicht so schlechterdings weichen. Es kam demnach unter den Römern zum innerlichen Kriege, und beyde Theile bedienten sich deutscher Hülfsvölker, sonderlich der Gothen, einem deutschen

schen Volke, welches zuerst in dem heutigen Preußen gewohnet, und nachher sich an der Donau niedergelassen. Maximin verlohr das Leben, und die Deutschen wurden abgedankt, daher entstand der gothische Krieg. Denn die Goten und ihre Nachbarn waren mißvergnügt, daß mit den bürgerlichen Unruhen der Römer, zugleich ihr Sold aufhörte. Zudem waren es die Deutschen seit den Zeiten des Kommodus gewohnt, mit den Römern nicht anders Friede zu halten, als wenn sie ihn erkauften. Tacitus sagte zu seiner Zeit: „Auch Geld zu nehmen haben wir jetzt die Deutschen gelehrt.„ Allein dieser Unterricht ist den Römern theuer geworden.

Die Gothen fielen also über die Donau in kaiserliche Länder, und lebten nach ihrer Manier in Mösien. Der Kaiser Balbin wollte ihnen entgegen gehen, aber er und sein Mitregent Maximus wurden von den rebellirenden Soldaten erschlagen. Ihr Nachfolger, Gordian der Jüngere, trieb die Gothen über die Donau zurück; und Aurelian, welcher in der Folge auf den Thron kam, gewann eine kleine Schlacht gegen die Franken, ein Name, der hier zuerst in der Geschichte vorkommt, und die Völker bezeichnet, die zwischen dem Rhein und der Weser wohnten, und vormals unter den Benennungen der Brukterer, Chauzen, Ansibarier, u. s. w. bekannt waren.

Gordian ward, wie seine Vorgänger, ermordet. Sein Mörder und Nachfolger Philipp ward

ward ermordet. Decius, ein wackerer Herr, folgte diesem, dessen Zeitgenoß der gothische König Ostrogotha war. Dieser deutsche Fürst gieng über die Donau, plünderte Thracien, Mösien und andere römische Provinzen, ließ sich endlich mit Gelde abkaufen, und zog nach seinen Staaten zurück. Unter der Zeit, die er in den römischen Ländern zugebracht, hatte Fastida König der Gepiden, große Vortheile über die Burgundionen einem vandalischen Volke erfochten. Dieses hatte seinen Stolz rege gemacht, und ihn bewogen, eine Gesandtschaft an den König der Gothen zu schicken, mit dem Auftrage: die Gepiden wären es müde, in den Gebirgen zu wohnen; folglich sollte ihnen Ostrogotha einen Distrikt zu ihrer Wohnung abtreten, wo nicht? würden sie sich denselben mit den Waffen in der Hand nehmen. Der gothische König war nicht von der Art, daß er sich durch eine Drohung hätte in Furcht jagen lassen, und wie es zum Kriege kam, ward Fastida völlig geschlagen.

Kniva der folgende Gothische König, gieng mit einem ansehnlichen Heere über die Donau, ließ ein Theil desselben in Mösien herumschwärmen, und mit dem andern belagerte er Eustesium. Gallus ein General des Kaisers Decius, nöthigte ihn die Belagerung aufzuheben. Er belagerte Nikopolis, aber der Kaiser selbst entsetzte diesen Ort. Darauf rückte er vor Philippopolis. Decius wollt ihn auch hier zurück treiben, ward aber von Kniva und seinen Deut-

schen

chen so geschlagen, daß er sich kümmerlich über die Alpen retten mußte.

Gallus, der Nachfolger des Decius, erkaufte den Frieden, und machte sich anheischig den Deutschen einen jährlichen Tribut zu bezahlen, welche nach der Niederlage des Decius Philippopolis erobert, und ein abscheuliches Blutbad darinn angerichtet hatten. Im Jahr 251, vermuthlich wie Gallus den ersten Termin des Tributs abtrug, beschwerten sich die Gothen, daß die Römer sie hintergiengen, und nicht alle Friedensartikel erfüllten; daher fielen sie abermals in die römischen Provinzen. Aemilian, des Kaisers Feldherr, konnte seine Soldaten nicht anders als durch große Versprechungen zum Fechten bewegen, so groß war die Furcht vor den Deutschen. Als er sie endlich überredet hatte, kam er den Gothen unvermuthet über den Hals und schlug sie. Hierauf warf er sich zum Kaiser auf; Gallus wollte ihn nicht weichen; man gerieth aneinander, und beyde Kaiser kamen um, erst Gallus, und gleich darauf Aemilian, welcher nach römischer Manier in seinem Lager ermordet wurde.

Valerian ward nun Kaiser, und trug seinem Sohne Gallienus, ein Theil der Regirung auf. Er selbst zog wider Sapor, dem König der Perser zu Felde, von dem er gefangen, und wenn Agathias recht hat, lebendig geschunden wurde. Gallienus nahm es mit den Deutschen auf, wie wir im folgenden Stücke sehen werden.

Der Deutsche.

Funfzigstes Stück.

Magdeburg, am 14ten December 1771.

Fortsetzung

Die Markmänner verwüsteten indessen Rhätien; andere deutsche Völker schwärmten in Gallien herum; und schlimmer als diese, wirthschafteten die Gothen im Orient. Diesen letzteren widersetzte sich, wie es scheint, niemand mit Nachdruck. Zwar hielt Aurelian ein kaiserlicher General, sie Anfangs eine Zeitlang auf, und erhielt einige Vortheile, er war aber bald genöthiget, zum Kaiser Valerian, der in Persien stand, zu stossen.

Um aber die Markmänner, Franken und Allemannen zu bändigen, spazierte Gallienus, einer der trägsten und schläfrigsten unter allen Menschen, die jemals ihren Kopf in ein Diadem gestecket haben, nach Gallien. Doch war sein Vater und Mitkaiser Valerian so klug gewesen, ihm zween tüchtige Generale, Probus und Postumus zuzugeben, welche den Deutschen

zuweilen einigen Abbruch thaten, und sie sogar bis über den Rhein zurückgetrieben haben sollen. Ungeachtet dieser Zurücktreibung, fielen dennoch die Juthungen, ein allemannisches Volk in Italien, worüber man zu Rom in ungemeiner Angst war. Doch giengen die Deutschen nicht vor Rom, sondern begnügten sich in Italien herumzustreifen, und nachdem sie in einen großen Theile dieses Landes traurige Fußtapfen nachgelassen, wollten sie sich zurückziehen. Wir werden gleich sehen, in wiefern ihnen dis gelang.

Wie dieses Volk in Italien eindrang, fielen andre allemannische Völker in Gallien. Ihr Fürst hies Chrokus. Postumus hatte damals allein die Aufsicht über dieses Land, weil sich der Kaiser Gallienus nach Illyrien begeben hatte, um dort einen Aufstand zu dämpfen. Chrokus, ein zweyter Herostrat, suchte sich dadurch einen Namen zu machen, daß er die prächtigen Denkmale und Gebäude der Römer dem Boden gleich machte und in Schutt verkehrte. Ganze Städte verwüstete dieser Thor, und nichts war ihm heilig. Unter andern verstörete er einen herrlichen Tempel in der Gegend von Trier, der mit einer funfzehn Ellen dicken Mauer umgeben war. Endlich fiel er in die Hände der Römer, welche ihn elend hinrichten liessen. Sein Volk ahmte den Juthungen nach, und gieng nach Italien.

Posta-

Postumus hatte das Glück, auch die Franken und was sonst von Deutschen in Gallien war, zu vertreiben. Er that noch mehr: er verfolgte sie über den Rhein, und legte in Deutschland selbst einige Vestungen an. Hierauf fand er, daß es besser sey, selbst Kaiser zu seyn, als einem weichlichen Kaiser zu dienen. Sein Heer und die Gallier, welche ihn wegen seiner klugen Tapferkeit liebten, erkannten ihn mit Freuden für das Haupt des Reichs. Er rückte vor Cölln, wo des Gallienus Sohn Salomin mit seinem Hofmeister Silvan sich aufhielt, zwang die Cöllner, sie auszuliefern, und ließ beyde hinrichten. Darauf gieng er dem Gallienus entgegen, welcher in der ersten Schlacht schwer verwundet und genöthiget wurde das Heer seinen Generals zu vertrauen. Diese hatten Mühe genug, den Postumus, welcher die Deutschen auf seine Seite gebracht hatte, von Italien abzuhalten. Sieben Jahr erhielt er sich mit Hülfe der Deutschen, und so lange liessen diese Völker die Gallischen Länder in Ruhe. Endlich ward er im Jahr 267 vom Lollian ermordet, welcher sich nach ihm zum Gegenkaiser aufwarf. Gleich nach seinem Tode waren die Deutschen auch wieder jenseit des Rheins, und richteten große Verwüstungen an. Lollian ward von seinen Soldaten ermordet, und sein Nachfolger in der Rebellion, Marius, hatte gleiches Schicksaal.

Noch im Jahr 260, als Gallienus von seiner Wunde wieder hergestellet war, wendete er sich wider die Juthungen, welche sich wieder nach Deutschland begeben wollten, und wie man sagt, hat er sie geschlagen. Hierauf triumphirte er zu Rom nach Kaligula's Manier, indem verkleidete Sklaven die Gefangenen vorstellen mußten.

Die Gothen wurden indessen zwar aus Griechenland vertrieben; sie erholten sich aber ihres Schadens, indem sie ihren Rückzug mit Blut und Brand bezeichneten, und mit Beute beladen wieder in ihre Heimat kamen. Im Jahre 264 und dem folgenden fielen sie in Kappadocien und Bithynien, und auch da war ihre Beute nicht gering. Die Franken giengen inmittelst nach Spanien wo sie sich einen grossen Strich Landes unterwarfen. Man weiß nicht, ob und wenn sie daraus vertrieben sind. Ein andrer Haufe, der, so wie jener im Sold des Postumus und seiner Nachfolger gestanden hatte, gieng nach Afrika; aber auch ihr Schicksaal ist unbekannt.

Alles dieses Unglück war für die Römer noch nicht genug; denn im Jahr 267 segelten die Heruder ein deutsches Volk, nach Pontus. Zwar wurden sie zur See geschlagen, doch konnten sie nicht verhindert werden nach Bithynien zu schiffen, wo sie Cyzikum verwüsteten. Von da wendeten sie sich nach Griechenland, wo sie

eben-

ebenfalls, nachdem sie Lacedämon, Korinth, und Athen geplündert und zerstöhret, geschlagen wurden. Sie kehrten also ihre Waffen wider Böotien und andere Provinzen; und wie sie eine nach der andern ihre Gegenwart hatten empfinden lassen, begegnete ihnen Gallienus in Illyrien. Sie wurden geschlagen, und eilten nach Thracien. Als der Kaiser dort ebenfalls ankam, erhielt er die Nachricht, daß sich Aureolus in Italien empöret. Diesen Aufruhr wollt' er sich bemühen zu dämpfen, darum übergab er dem Marcian den herulischen Krieg, in Hoffnung, daß dieser die geschwächten Feinde vollends überwinden würde. Scheinbar war diese Hoffnung, dennoch schlug sie fehl, es sey nun, daß Marcian nach dem Reiche gestrebt, oder sich aus andern Ursachen dem Rückzug der Heruler nicht widersetzte. Genug die Heruler kamen zurück, und reizten die Peucinnen, Gepiden, Ostrogothen, samt vielen andern Deutschen und Sarmatischen Völkern, gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen.

Im folgenden Jahr 268 traf den Gallienus das gewöhnliche Schicksaal der römischen Kaiser: er ward von den Soldaten ermordet. Klaudius, sein Nachfolger schlug die Allemannen mit Verlust ihres halben Heeres aus Italien. Die Heruler, welche sich, wie wir gemeldet, mit allem was von Deutschen von der Donau bis an die Weichsel wohnte, und mit verschiedenen

Sarmatischen Nationen verbunden hatten, rüsteten eine Flotte aus, welche an sechstausend Schiffe stark, und mit einer unzähligen Menge soll besetzt gewesen seyn. Ungeachtet dieser fürchterlichen Macht, sollen sie doch weder in Mösien noch in Thracien eine Stadt zu erobern vermogt, und bey Byzanz sogar Schläge geholet haben. Der Kaiser stellte sich ihnen im nächstkommenden Jahr selbst entgegen, und erlegte in der Schlacht bey Naissus 50000 Mann, brachte sie darauf in große Hungersnoth, wozu endlich die Pest sich gesellete. Beym Trebellius Pollio finden wir, daß die Fürsten der verbundnen Völker und vieles Frauenzimmer, nebst einer unzählbaren Menge anderer Gefangnen in die Gewalt der Römer gerathen sey. Ein paar tausend ihrer Schiffe waren von den Römern zu Grunde gerichtet; die Gefilde wären mit Leichen, und die Ufer der Flüsse mit Waffen bedeckt gewesen, u. s. w. Wenn wir den Kaiser Klaudius selbst glauben, so muß das deutsche Heer über allen Glauben zahlreich gewesen seyn; denn er versichert, es wären allein 324000 erschlagen. Nun rechne man Hunger, Pest und unzählbare Gefangene! — wenn ich dergleichen Sachen lese, so ist mirs unmöglich, nicht an den Titel eines gewissens Buches (*) zu denken. — Doch ge-

(*) Ah! quel conte! conte politique & astronomique par Mr. de Crebillon.

geschlagen sind die Deutschen, das ist unleugbar. Klaudius starb bald nach seinem Siege. Ihm folgte sein Bruder Quintill, der aber bald dem Glück des Domitius Aurelianus weichen mußte. Dieser letzte ward bey Placenz von den Markmännern, welche in Italien eingefallen waren, aufs Haupt geschlagen. Nach diesem Siege, den die Deutschen ihrer Gewohnheit nach, nicht zu nutzen wußten, schwärmten sie in einzelnen Haufen im Lande herum, und gaben dadurch den Römern Gelegenheit, sie nach und nach aufzureiben. Der Kaiser schlug einen Haufen in Umbrien, einen andern bey Placenz, einen dritten bey Pavia. Hierauf wendete er sich nach der Donau, wo einige Deutsche Völker die römischen Provinzen beunruhigten, und schloß nach einem mit gleichseitigen Glück gelieferten Treffen mit diesen Völkern, welche von einigen Vandalen, von andern Scythen genennet werden, einen rühmlichen Frieden. Ein Theil dieser ausgesöhnten Völker begleitete ihn nach Italien, gegen welches Land die Juthungen schon wieder im Anzuge waren. Noch an der Donau schlug er einen ihrer Haufen, und in Italien ihr ganzes Heer; worauf diese Nation ihm durch eine Gesandschaft Friedensvorschläge thun ließ, welche vorzüglich da hinausliefen, daß ihnen der Kaiser einen jährlichen Tribut geben sollte. Dieses schlug Aurelian rund ab, und den Ausgang des Krieges weiß man nicht.

 Im

Im Jahr 272 schlug dieser Kaiser die Gothen, wobey ihr Haupt, Namens Kannaba blieb; und im folgenden Jahr überwand er die schöne, gelehrte, und streitbare Königinn Zenobia in zwo Schlachten; sieselbst fiel, als sie über den Euphrat flüchten wollte, in der Römer Hände. Er flog nach Gallien, schlug daselbst die Deutschen, kehrte nach Rom zurück und zog triumphirend auf das Kapitol.

Die an der Donau gelegnen römischen Besitzungen, sonderlich Dacien waren indessen von Gothen überschwemmt, und der Kaiser hielt für das beste, ihnen letztgedachte Provinz, aus welcher er alle römische Familien nach Mysien versetzte, zu überlassen. Als sie aber weiter griffen, und in Pontus einfielen, wollte sich Aurelian ihnen entgegen stellen, aber noch auf dem Hinmarsch traf ihn das Schicksaal der römischen Kaiser. Weil sich die Armee wegerte, ihm einen Nachfolger zu ernennen, war der Thron ein halbes Jahr ledig, bis der Senat einen ehrwürdigen Greis, Namens Tacitus erwählte. Dieser starb nach wenig Monathen ebenfalls den Tod der Imperatoren, und seinem Bruder und Nachfolger Florian gieng es nicht besser. Während dieser Zeit fielen die Allemannen nebst andern deutschen Nationen in Gallien ein, und die Gothen verwüsteten Pontus und drangen bis in Cilicien.

Probus ward hierauf wider seinen Willen

sen von der Armee zum Kaiser erwählet. Er machte den Anfang seiner Regierung damit, daß er die Mörder der vorhergehenden Kaiser strafte. Hierauf sandte er ein Heer nach Gallien, und ein anderes führte er selbst nach dem Rhein. Die Deutschen wurden aus Gallien völlig vertrieben, und bis über den Neckar und die Alb, einen kleinen Fluß in Schwaben, verfolgt. Es ist also ein großer Irthum, wenn ein gewisser neuer Schriftsteller sagt: Probus habe die Deutschen bis über die Elbe gejaget; weil der gute Mann die Alb in Schwaben nicht kennet.

Mit einigen Völkern schloß er einen Frieden. Vorzüglich weiß man dieses von den Vandalen und Franken. Es kommen hier aber einig Umstände vor, welche den guten Namen dieses Königs etwas zweifelhaft machen. Die Sache verhält sich folgendergestalt: wie Probus noch jenseits des Rheins in Gallien war, hatten die Franken und Vandalen dieses Land, in welchen sie große Beute gemacht, schon wieder verlassen, und standen diesseits des Rheins. Nur dieser Strom trennte sie von den Römern. Der Kaiser war nicht willens, sie mit der Beute nach Hause gehen zu lassen, und doch wollt' er sich mit seiner schwächern Armee nicht über den Rhein wagen. Er stellte seine Völker am Ufer in Schlachtordnung, und foderte die Deutschen mit vielen Spöttereyen zu einer Schlacht auf.

 Die

Dieses kühne Volk konnte den Spott nicht ertragen, und stürzte sich haufenweise in den Fluß um die Römer anzufallen. Auf diese Weise war es dem Kaiser leicht, sie zu schlagen, da ihm der Rhein die Feinde gleichsam zuzählete. Nach dieser Niederlage mußten sie um Friede bitten, dessen Hauptbedingung diese war, daß sie alle Beute und Gefangnen ausliefern sollten. Dis thaten die Deutschen, und zogen darauf ganz sorglos zurück. Plötzlich überfiel sie der Kaiser, hieb eine Menge nieder, und fast alle übrigen, nebst ihrem Könige Igil fielen in die Gefangenschaft. Er versetzte die Franken nach Pontus, und die Vandalen nach Brittannien. Zur Entschuldigung dieses Ueberfalls gab er vor, die Deutschen wären bey Auslieferung der Beute nicht redlich zu Werke gegangen. Die große Entfernung und der Mangel an entscheidenden Nachrichten setzen uns außer Stand, richtig zu urtheilen, auf wessen Seite die Gerechtigkeit stehe; und so gut ich den Deutschen bin, so möcht ich doch ihnen zu Liebe auch dem Teufel selbst nicht Unrecht thun. — Uebrigens hat Probus in diesem Kriege neun deutsche Fürsten wiederum den Römern zinsbar gemacht, und ihnen einen Tribut von Vieh und Getraide aufgelegt. Nach geendigtem Kriege in Gallien und Deutschland, gieng er wider die Gothen nach Thracien, mit welchen er gleichfalls Friede machte, und verschiednen Deutschen Völkern,

unter

unter andern einer Zahl von 100000 Bastermen einen Wohnsitz in Thracien anwies.

Unterdessen warfen sich Prokulus und Bonosus zu Kaisern auf, darum mußte Probus sich von Thracien entfernen, und wider diese seine Waffen kehren. Er sowol als die Rebellen, bemühten sich, die Deutschen an sich zu ziehen, und unter den letztern berief sich Prokulus auf seine Fränkische Abkunft, und Bonosus auf seine deutsche Gemahlinn. Diese hieß Hunila, war eine Gothinn von Geburt, und nebst vielen andern deutschen Damen im Jahr 272 mit dem König Kannaba gefangen. Dem ungeachtet hielten es die Deutschen mit dem rechtmäßigen Kaiser, und die Empörer verlohren das Leben.

Wir haben oben gesagt, daß die überwundnen Franken nach Pontus versetzet worden. Diese machten sich nebst mehrern aus andern Völkerschaften dahin verwiesenen Deutschen die Zeit zu nutze, da Probus beschäftiget war, die Empörung zu dämpfen, brachten etliche Schiffe zusammen, und beunruhigten die griechischen Küsten. Die mehrsten fanden durch die daselbst befindlichen römischen Truppen ihren Untergang; die Franken aber segelten nach Sicilien, plünderten Syrakus, wagten sich sogar nach Afrika, und kamen mit reicher Beute beladen, wieder in ihre väterlichen Wälder.

So ein vortreflicher Herr der Kaiser

Pro-

Probus war, so ward er dennoch von den Soldaten ermordet. Karus folgte ihm, und war es werth, ihm zu folgen. Er hatte zween Söhne Karin, und Numerian, Prinzen von sehr verschiednen Charakter. Der letzte hatte seines Vaters Gesinnung, der erste versprach eine Nachart der Nerone und Bassiane zu werden. Karus und Numerian zogen wider die Perser, und Karin gieng nach Gallien, um die Deutschen in Respekt zu erhalten. Die Perser wurden überwunden, und Karus wollte sich gegen die Quaden und Sarmaten (Polen) wenden, aber ein Wetterstrahl (*) hemmte seine Siege und sein Leben. Doch scheint es, als ob Numerian beyde Völker besieget habe; er wurde aber bald nach des Karus Tod, von seinem Schwiegervater Aper aus dem Wege geräumet, welcher diesen Mord so lange es möglich war, dem Heere verborgen hielt. Endlich erfuhren es die Soldaten, welche den Numerian sehr liebten. Sie ernannten Diokletian zum Kaiser, und führten den Mörder vor ihn. Diokletian warf ihm sein Verbrechen vor, und stieß ihm den Degen in den Leib. Vielleicht war es nicht

(*) Zwar den mehrsten, aber doch nicht jedem Leser, wird die Anmerkung überflüßig seyn, daß die alten Völker, sonderlich die Römer, alles was vom Blitz gerühret wurde, für heilig hielten.

sowol Liebe zur Gerechtigkeit, daß er den Aper eigenhändig auf der Stelle bestrafte — Gerechtigkeit hätte den Kaiser nicht zum Scharfrichter gemacht — sondern der Wunsch, einen Nebenbuler zur Krone je eher je lieber auf die Seite zu schaffen. Karin wollte sich zwar der Regierung bemächtigen, und es fielen in Dalmatien verschiedne Treffen vor; vielleicht hätte ihm auch Diokletian weichen müssen, wenn nicht Karin durch einen der seinigen, dessen Frau er gemißbraucht hatte, den Weg der Kaiser geschickt wäre.

Diokletian nahm den Valerius Maximian zum Mitregenten, und trug ihm die Sorge für Gallien auf, wo sich 80000 Burgundionen, und außer diesen die Allemannen und Heruler eingestellet hatten. Die letzten sollen aufs Haupt geschlagen seyn; denen erstern beyden aber fehlte es, wegen ihrer großen Zahl gar bald an Lebensmitteln; die Pest vereinigte sich mit dem Hunger, den Rest besiegte Maximian. Zu gleicher Zeit wurden die gallischen Küsten von den Sachsen (*) beunruhiget. Die Franken hatten sich mit ihnen verbunden, und griffen

(*) Tacitus nennet sie Fosen. Sie wohnten damals in Holstein, und waren zur See ziemlich mächtig. In Friedenszeiten hatten sie kein Oberhaupt, sondern jede Gemeine stand unter gewissen Richtern.

griffen Gallien zu Lande an. Maximian sendete den Sachsen eine Flotte, unter den Befehlen eines nach damaliger Art sehr erfahrnen Seemannes Carausius, entgegen. Dieser erhielt zwar einige Vortheile, konnte aber dem Verdacht nicht ausweichen, daß er den Krieg vorsetzlich in die Länge spiele, daher wollte ihn der Kaiser aus dem Wege räumen lassen. Der Admiral erhielt zu rechter Zeit von dem ihm drohenden Unglück einige Nachricht; deswegen machte er mit den Sachsen und Franken ein Bündniß, begab sich nach Brittannien, und warf sich daselbst zum Herrscher auf. Seine Bundsgenossen unterstützten ihn, und, um auch für sich zu sorgen, fielen sie über die Batavier her, und setzten sich in den Besitz ihrer Länder.

Im Jahre 288 griffen die Allemannen aufs neue zu den Waffen. Sie nahmen die Zeit in acht, als der Rhein gefroren war, um mit aller Bequemlichkeit über denselben zu setzen, und statteten den Römern einen ganz unvermutheten Besuch ab. Allein Maximian begegnete ihnen mit allem was er in der Geschwindigkeit zusammen bringen konnte, und nöthigte sie, mit vielem Verlust den Rückzug zu suchen.

Nur bloß der Mangel an Schiffen — denn Carausius hatte, wie sich denken läßt, nicht rathsam geachtet, die, so er geführet, den Römern zurück zu lassen — hatte den Kaiser bisher

bisher abgehalten, sich an diesem Manne, der sich in Brittannien ganz wohl befand, zu rächen. Jetzt aber fieng er an eine starke Flotte bauen und ausrüsten zu lassen, um sich die Insel wieder zu unterwerfen. Indessen weil er überlegte, daß eine Flotte nicht so geschwind gebauet sey, sondern, daß damit wohl ein Jahr oder ein bisgen drüber hinschleichen möchte: so dachte er inmittelst auf einen Zeitvertreib — und hieran, dächt ich, könnt es einem Kaiser nicht fehlen, der ein gutes Heer auf den Beinen, und Feinde im Ueberfluß in der Nähe hat. Er streifte demnach in Deutschland, wo er zwar für diesmal keinen gewaffneten Feind antraf, wohl aber Hütten und Ländereyen, mit welchen sichs ganz gut kriegen ließ. In dem folgenden Jahr 289 nahm er denselben Spazierweg vor, und es scheinet, daß er ausser dem verheeren und plündern, zu einigen Thätlichkeiten mit den Franken gekommen sey; denn ein vertriebner König einer fränkischen Nation, mit Namen Genobon, ward vom Kaiser wieder eingesetzet, und ein anderer fränkischer König, Namens Esatech stattete eine Art von Besuch in Begleitung vieler seiner Unterthanen bey dem Imperator ab.

Der Beschluß im nächsten Stücke.



Der
Deutsche
Ein und funfzigstes Stück.

Magdeburg, am 21ten Decemb. 1771.

Beschluß.

Wie nun die Flotte fertig war, — ja, lieber Leser, da war sie fertig! — und das ist es alles. Denn außer einem unbeträchtlichen Vorfalle mit etlichen brittannischen Schiffen, den der Lobredner Mamertin — wenn auch sonst die Hyperbel der Römer Leibfigur nicht wäre — wol etwas vergrößern mußte, weil er seine Rede vor dem Kaiser herlog, und in derselben schon den großen Alexander für einen bloßen armen Sünder in Vergleichung mit Maximian erkläret hatte: außer diesem kleinen Vorfalle, sag ich, findet man nicht, daß diese große Kriegesflotte etwas ausgerichtet habe. Maximian gab der Witterung die Schuld; die Wahrheit ist, daß er sich dem Seeheld Karausius nicht gewachsen fühlte. Zwar sagt angeführter Mamertin: Karausius, der Seeräuber, könne der Strafe des Kaisers un-

möglich entfliehen, es müßte sich denn zutragen, daß die Erde mit einem hübschen Spalt unter seinen Füssen sich öffnete, oder etwa ein Wirbel ihn zwischen die Klippen schleudre. — Allein man muß sich daran nicht kehren. Denn der sogenannte Seeräuber blieb ruhig im Besitz seiner Insel, welche ihm die Römer unter einem lahmen Vorwand abtraten. Er regierte sie volle sechs Jahr, und ward endlich von einem gewissen Allektus ermordet.

Ich habe geglaubet, ich sey meinen Lesern wenigstens ein handgreifliches Beyspiel der römischen Praleren schuldig; und damit mich nicht irgend ein Verdacht der Partheylichkeit treffe, hab ich ein solches gewählet, wo es im geringsten nicht auf die Ehre meines Vaterlandes ankommt, indem von einem Manne die Rede ist, dessen Empörung wohl schwerlich jemand billigen wird, obgleich es ihm übrigens nicht zu verargen ist, daß er sein Leben rettete.

Die Thaten, welche Diokletian inmittelst verrichtet haben soll, werden bis an den Himmel erhoben. Mit Gewißheit getraue ich mir aber nichts zu sagen, als daß er die Namen Germanikus, Gothikus, Sarmatikus angenommen. Ob er sie verdienet? — lieben Leser, das ist eine andre Frage! wir haben von seinen Thaten keine andern Geschichtschreiber als seine Lobredner; und wie glaubwürdig die

Herren

Herren sind, habe ich eben durch ein feines Exempelchen gezeiget.

Im Jahr 290 sollen die Deutschen unter einander sehr uneinig gewesen seyn, und blutige Kriege unter sich geführet haben. Im folgenden Jahre sollen etliche fränkische Völker den Schutz der Römer erbeten, und die Gegend von Trier zu ihrem Wohnsitz erhalten haben. Die beyden Kaiser fanden für gut Konstantius Chlorus und Maximinus Galerius zu Cäsarn zu ernennen, und ihnen ein Theil der Regierung zu übergeben. Der letzte führte etliche Jahre mit den Markmännern und Karpiern einen Krieg, überwand sie völlig, und versetzte sie in andre Länder. Konstantius befreyete Batavien von den Franken, (*) und wies diesen ebenfalls andre Wohnungen an. Auch schlug er im Jahr 301 die Allemannen, und überwand bald darauf zwey andere deutsche Heere, das eine in der Schweitz, das andere am Rhein. Diesen letzten Vorfall will ich zum Beschluß meiner Auszüge kürzlich erzählen. Es hatte sich ein Heer von Deutschen, vielleicht in der Absicht weiter zu gehen, über den gefrornen Rhein auf eine Insel begeben. Sie verweilten dort eine Zeit, und ein plötzliches Thauwetter machte es ihnen unmöglich, die Insel wieder zu verlassen. Sie geriethen in Hungersnoth,

 und

(*) s. das vorhergehende Stück.

und waren gezwungen sich den Römern zu ergeben.

Zwischen den römischen Regenten entstanden um diese Zeit große Unruhen: Einer verfolgte den andern; und Konstantin, der nachher den Namen des Großen bekam, dieser Kaiser, den die Kirchengeschichte vergöttert, und in welchem der politische Geschichtschreiber nichts, als einen grausamen, geld- und ehrgeizigen und doch zugleich verschwenderischen Fürsten siehet, der sich den Schmeichlern, und das Reich den Feinden preis gab — Dieser Konstantin, von dem man außer dem Aurelius Victor, und Zosimus, auch unter den Neuern den Graf von Bünau, und des Herrn Professor Schirach historische Briefe nachlesen kann, um ihn genau kennen zu lernen, blieb endlich allein Kaiser.

Ich beschließe hier meine Auszüge, in welchen ich meine Leser durch die vier ersten Jahrhunderte unsrer Geschichte geführet habe. Unsrer Geschichte? — uneigentlich. Denn recht betrachtet, ist es nur eine Erzählung dessen, was zwischen den Römern und Deutschen vorgefallen, aus römischen Urkunden geschöpft; und von unsrer einheimischen Geschichte fast nichts, weil die Römer von dieser als für sie nicht intressant, wenig aufgezeichnet und die einheimischen Urkunden völlig mangeln. In die-

diesen vier hundert Jahren sind wenige die nicht Krieg bezeichnet, und es ist immer ein Wunder, daß die Deutschen ihre Freyheit nicht verlohren.

Man vergleiche beyde Völker mit einander, ihre Heere, ihre Rüstungen, ihre Art zu kriegen. Die Römer, ein Volk das den Krieg studiret, und die Kriegskunst nach damaliger Art aufs höchste getrieben hatte; dessen Soldaten ihren Führern gehorchten, und gut geführet wurden; dessen Waffen sowol zur Vertheidigung, als zum Angriff, gut, bequem, und dauerhaft waren. — Die Deutschen, eine Nation, die zwar an Leibesstärke und an Menge der Krieger den Römer übertraf, und an Muth und persönlicher Tapferkeit keinem unter der Sonne nachzusetzen war, aber im Gegentheil nur zu fechten und den Feind todtzuschlagen, sonst aber vom Kriege nichts verstand. Bey ihren Heeren war die Kriegszucht nicht eingeführet, und der Geist der Unabhängigkeit verhinderte lange Zeit, daß sie eingeführet werden konnte. Jeder einzelne Haufen, und jeder einzelne Krieger eines Haufens, focht wie es ihm gut dünkte und wie er am besten konnte. Die Kunst, einen Haufen durch den andern zu unterstützen und zu decken verstanden sie nicht. Sie wußten sich nicht zurückzuziehen; ihr Zurückzug war immer eine Flucht. Sie konnten

nichts als angreifen, und man hatte gemeiniglich gewonnen, wenn man ihren ersten ungestümen Anfall überstand. In Unordnung gebracht, wußten sie sich nicht wieder zu setzen. Waffen zur Vertheidigung hatten sie nicht; denn, was ist ein Schild aus Weidenzweigen geflochten? oder aus Baumrinde? oder wenn es hoch kommt, aus ein paar dünnen, übelzusammen geflickten Brettern? noch dazu machte die Größe diesen Schild unbequem, und verhinderte sie, im Gesträuche fortzukommen, und zuweilen gar seiner sich zu bedienen. Gleichwol durfte er nicht klein seyn, weil er die ganze Bedeckung eines nackenden Körpers abgeben mußte. Ihre Helme? Nun, eine Hirsch- oder Ochsenhaut, wenn sie noch so große Hörner hat, giebt, däucht mir, keinen gar zu starken Helm ab. Waffen zum Angriff? ja, die waren bey den meisten so, so. Lanzen hatten die Wenigsten, und diese wurden ins vorderste Glied gestellt. Glücklich waren die Uebrigen, wenn sie eine Art von Wurfspieß (framea) hatten, der zwar so gut eingerichtet war, daß er in der Ferne und in der Nähe gebraucht werden konnte, aber doch im Grunde, und gegen wohl gepanzerte Truppen nicht viel sagen wollte. Der Rest behalf sich mit Prügeln, die im Feuer gehärtet waren, oder mit einer derben knotigen Keule. Einige hatten auch Schwerdter, die

sie,

sie, wie ich schon gesagt habe, wie alle alten Völker, an der rechten Hüfte trugen.

Unter andern Verdiensten, die den Namen des großen Hermann auszeichnen, ist auch dieses, daß er zuerst Ordnung bey seinem Heere eingeführet. Dieses war in dem Kriege wider Maroboduus. Damals sahe man zum erstenmal eine deutsche Armee mit geschlossnen Gliedern, und in einer wohlgeordneten Schlachtordnung gegen den Feind anrücken. Aber Varus, Germanikus, Cäcina und andre schlug Hermann mit seinen noch ungeordneten Cheruskern.

Diese Umstände ziehe man in Erwägung, und dann wundre man sich nicht, wenn man kann, daß Deutschland frey blieb.

Eine größere Lobrede läßt sich der Tapferkeit unsrer Väter nicht halten, als wenn man ihre Art zu streiten, ihre Waffen, und alles was ich beschrieben habe, mit dem Zustand der Römer vergleicht.

Ein großer Vortheil, den sie in Stellung ihres Heeres vor den Römern hatten, war dieser: sie ordneten sich nicht aufs Ungefähr, oder wie unsre heutigen Truppen, nach der Größe, noch wie die Römer, nach dem Alter, sondern es stand

der Freund bey seinem Freund, die Brüder bey den Brüdern.

Eine jede Familie hielt sich im Treffen zusammen. Ein Beweis eines edlen Volkes! denn dieses, sagt Tacitus, war bey ihnen ein vorzüglicher Sporn zur Tapferkeit, daß jeder Haufe aus Freunden und Verwandten bestand.

Auch so, wie der Zustand der Deutschen war, durften sie nur unter sich einig seyn; und wissen, von einem Siege Gebrauch zu machen, so würde Rom von ihrer Tapferkeit mehr, als sie von der Kriegszucht der Römer zu befürchten gehabt haben. Und es ist gewiß, daß Rom nichts so sehr fürchtete, als die Eintracht der Deutschen. Aus diesem Grunde waren sie unaufhörlich bemühet, sie unter einander zu entzweyen, und eine Nation wider die andere zu verhetzen. Die Aufrichtigen unter ihren Schriftstellern gestehen dieses selbst; und vom jüngern Drusus sagt Tacitus: er habe sich dadurch nicht wenig Ehre erworben, daß er den Samen der Uneinigkeit unter die Deutschen ausgestreuet, und den König Marobodnus zu Grunde gerichtet habe.

Noch ein Wort, und dann keine Sylbe mehr von unsern Vätern. Ich würde mirs nicht verzeihen, wenn ich unterliesse, meinen Lesern die obengedachten historischen Briefe des Herrn Schirach sehr zu empfehlen.

Nicht

Nicht um ihres Verfassers willen; denn dieser von Vorurtheilen freye Historiker hat seinen Ruhm gut gegründet, und wird die Stimme seines Vaterlandes erhalten, auch ohne daß ich nöthig hätte, sein Herold zu seyn; auch nicht um seines Buches willen — dieser Mühe haben mich die Recensenten längst überhoben — sondern dir, lieber Leser, und unserm Vaterlande zu Liebe. Man kann die Ehre der Gothen nicht besser vertheidigen, als er gethan hat. Ich sorge, daß vielen von denen, welche mich bisher gelesen haben, die Paar Bogen nicht bekannt geworden sind. Unter der Sündfluth von Büchern, die mit jeder Messe hervorströmen, hat ein Gutes immer einige Mühe sich hervorzudrängen; und — historische Briefe? — das Vehemiculum reizt die Neugier nicht genug. Herr Schirach thut übrigens ganz recht, daß er seinen Schriften durch ihren Werth, und nicht durch die Aufschrift Käufer verschaffet. — Wir gestehen es, daß wir seine Briefe (wie seine übrigen Schriften) mit Vergnügen, mit Nutzen, und mit Dankbarkeit für die Vertheidigung einer ursprünglich deutschen Nation gelesen haben, und getrauen uns zu versichern, daß wenigen unter unsern Lesern die Zeit reuen wird, die sie auf Durchlesung eines so kleinen, aber neuen Buches gewendet haben.

Unter mehr als zwey Dutzt Briefen, die alle von einerley Inhalt sind, wähle ich den kürzesten, um ihn meinen Lesern mitzutheilen, und meine Meynung darüber zu sagen. Hier ist er:

Sohn Thuiskons!

Hast du die Lübekische Predigt gehört oder gelesen? — Hast du die Beleuchtung, die Handlaterne, die acht Groschen, und die übrigen Brochüren für und wider die Predigt gelesen? — Wir, deine Brüder, wissen nicht mehr, was die Leute haben wollen. Du scheinst uns ein ehrlicher Mann: sag uns deine Meynung. Zwar in den Hainen unsers Thuiskons und Mana wurden keine Komödien gespielt, das hast du uns schon gesagt; und dein Emmerich, dem wir herzlich gut sind, bewundert sie auch eben nicht. Aber du, was hältst du davon? sag uns das. Wir sind

deine guten Freunde
drey ehrliche Deutsche.



Ohne diesem treuherzigen Brief würden die übrigen von gleichen Inhalt vielleicht nicht beantwortet seyn. Diesen mag ich nicht unterdrü-

terdrücken, weil ich sehe, daß seine Verfasser sich nicht, wie die übrigen, bereits für oder wider die Schauspiele erkläret haben.

Ich habe die Predigt gelesen; aufmerksam gelesen, und mir deucht nicht, daß Herr Lüdeke die Schauspiele schlechterdings verdammet. Er würde unrecht haben, dieses zu thun — wenn wir doch unsere Meynung frey sagen sollen. Gemißbraucht, können die ehrwürdigsten Sachen schädlich werden; warum sollten es nicht Ergötzlichkeiten werden können? — Ich für mein Theil halte gute Schauspiele, welche nicht wider die Sitten verstoßen (und mir deucht, unsre heutigen Schauspiele thun dieses nicht) für eine recht hübsche Sache, — für eine Tugendschule, wenn ihr wollt — und versäume nicht gern die Gelegenheit, sie zu besuchen, weil ich gestehe, daß ich sie selten ohne Nutzen besucht habe. Dem ungeachtet gebe ich Emmerich Beyfall, wenn er sagt: „Es ist schlimm für euch, daß ihr unter euch nicht genug tugendhafte Leute habt, aus deren Beyspiel ihr lernen könntet, um zu Erdichtungen euere Zuflucht nehmen zu müssen — Doch halt ich dafür, daß ein Volk wie ihr, nicht übel handle, wenn es jede Gelegenheit ergreift, wenigstens den Schatten der Tugend zu sehen, da die Tugend selbst, hier so selten ist.„

Wider

Wider die Sittlichkeit der Schauspiele hab' ich also keine Sylbe zu erinnern. Betrachtet man sie von der Seite der Ergötzung? des Zeitvertreibs? Statt des Emmerich, der, als ein Mann, so niemals lange Weile hatte, sie von dieser Seite nicht beschauen konnte, will ich ebenfalls einen andern für mich antworten lassen.

„Und was für Ergötzungen wollen wir, wenn wir die Musen und die frölichen Grazien aus unsern Grenzen verbannet haben, an die Stelle der ihrigen setzen? — Gar keine? — So müßten wir die menschliche Natur umschaffen können! — Scythische Schmäuse und Thrazische Freuden werden die Stelle derjenigen einnehmen, die ihr verjaget.„

„In kurzem wird euer Witz plump, euere Gemüthsart rauh und ungesellig, euere Tugend wild, spröde und menschenfeindlich seyn. Ihr werdet euerer Jugend eine Gelegenheit zu Ausschweifungen abgeschnitten haben; aber, unbekehrt von eueren Sittenlehren, werden sie auf Schadloshaltungen bedacht seyn, welche ihnen selbst und dem Staat zehnmal verderblicher seyn werden. — Die Fremden werden euere Stadt fliehen, die nichts Anlockendes mehr für sie haben wird; und das müßige Theil euerer Bürger, dem ihr die unschädlich-

sten

sten Mittel seine Unnützlichkeit zu amüsiren benommen habt, wird in keine Privatgesellschaften zusammen schleichen, und aus lauter Langerweile anfangen die Regierung nach schiefen Begriffen zu kritisiren, Intrigen anzuzetteln, und Staatsveränderungen zu träumen. Ich habe bey allem diesen nichts zu verliehren; aber alles überlegt, dächt ich, ihr behieltet immer euere Komödianten, Mimen, Gaukler, Sängerinnen, und —, mit den kleinen Uebeln, wovon ihr Daseyn begleitet ist. — Es giebt zwanzig Mittel, den Ausschweifungen, wozu die Liebe zum Vergnügen verleitet, Grenzen zu setzen. Aber gegen die Uebel, die über euch kommen werden, wenn ihr die Musen und Huldgöttinnen, mit ihrem Gefolge von Liebesgöttern, Scherzen und Freuden, des Landes verwiesen habt, weiß ich kein Mittel, als — ihr müßtet euch gefallen lassen, euere Republik nach der Spartanischen, oder — Platonischen, — oder nach der meinigen umzuschaffen; und dabey würdet ihr einige Schwürigkeiten finden.

„Ein weiser Mann (sagt mein Verfasser ein paar Seiten vorher) ist nichts weniger als ein Hasser der Freude. — Schickt die finstern, hohlaugigen, milzsüchtigen Gesellen, welche das Gegentheil sagen, dem Demokritus oder Hippokrates zu! — sie haben keiner

Widers

Widerlegung, Nieseswurz und blutreinigende Tränke haben sie von nöthen. — Der Nepenthe, mit dem wir ein süsses Vergessen alles gegenwärtigen Kummers, alles vergangnen Leidens, aller Sorgen der Zukunft einschlurfen, — ist die Freude.„

„Was ist also der Mann, der nicht leiden will, daß wir dieser wohlthätigen Göttinn opfern? — er ist krank, wie ich sage, oder — er ist noch was ärgers — ein — —„

— Doch man kann es in Wieland's Diogenes von Sinope selbst nachsehen, was ein solcher Mann sey, und zugleich den ganzen drey- und vier und dreyßigsten Abschnitt, aus welchen ich diese Stelle entlehnet habe, nachlesen. Was mich betrifft — denn ich bin der Meynung, daß Diogenes vollkommen Recht habe, und so wie er, würde ich diese ganze „fröhliche Bande von Schauspielern, Mimen, Tänzerinnen, Flötenspielerinnen, u. s. w. nie in meine Republik hineinlassen, so bald ich Gelegenheit fände, eine Republik nach meiner Phantasie zu errichten. Wären sie aber einmal da, so würd' ich mich sehr hüten, sie hinauszujagen.„ — Was mich also betrifft, rath' ich euch, besucht immer die Schauspiele. Noch mehr, führet selbst welche auf — wofern euch

euer

euer ganzes Leben nicht Komödie genug dünket —. Ueberhaupt versäumet auch die kleinste Gelegenheit nicht, jede unsträfliche Freude zu genießen, und euch in gute Laune zu setzen. Tanze, lieber Leser, scherze, lache,

An treuer Freunde Seit' empfinde
Erlaubter Freuden Glück; beym muntern
Lied' umwinde
Mit Rosen deinen Becher dir;
Und nennt die Mürrigkeit es Sünde,
So wiß: nie gleich die Tugend ihr.

Wer dem Schauspielhause, und andern Ergötzlichkeiten zu gefallen, die Pflichten vernachlässiget, die er dem höchsten Wesen, sich selbst, den Seinigen, und dem Vaterlande schuldig ist, der ist ein Narr; aber gewiß ein Narr von einer unschuldigen Art, als einer dessen Heucheley mich den Klauen des Satans unbarmherzig übergiebt, weil ich Bösewicht in dem Schauspiele zuweilen auf ein Paar Stunden meine Sorgen vergesse. — Und wer durch Ergötzungen sein Vermögen erschöpfet — Ey nun, dem setze man Vormünder.

Das ist meine Meynung, und wofern ich anders Deutsch und eine Predigt verstehe, auch die Meynung des Herrn Lüdeke. Er tadelt

tadelt den Mißbrauch und räth zum vorsichtigen Genuß; eben das thue ich. Nur spricht er als Seelenhirt, und ich als ein guter Bürger, dem das Wohl seiner Mitbürger nicht gleichgültig ist. Ihm ist es Pflicht, das, was unter gewissen Umständen schaden kann, von der gefährlichsten Seite zu zeigen, lieber, als es von einer zu gleichgültigen zu betrachten. Mich verpflichtet kein Amt die schädliche Seite mit Uebergehung der nützlichen zu berühren.




Der
Deutsche.
Zwey und funfzigstes Stück.

Magdeburg, am 28ten December 1771.

Ich sehe mich am Ende meiner Laufbahn, auf der ich das entfernteste Ziel das ich mich gesteckt hatte, erreichet habe. Noch einen Schritt thun wir mit einander, und wenn der zurückgeleget ist, dann, lieben Leser, gute Nacht auf immer! Es ist fest bey mir beschlossen, mich nie wieder in eine ähnliche Laufbahn zu wagen; denn, um mit einem von meinen Vorgängern zu reden, ehe man sichs versiehet,

> So überfällt der Drucker mich,
> Und schreyt: hier ist die Korrektur! und ich,
> O wie bedaurenswerth bin ich!
> Ich armer Autor korrigire!
> Nun, denk ich, bin ich wieder frey,
> Nun will ich mein, und meinen Freunden bleiben;
> Nun wird auf kurze Zeit kein Drucker mich betäuben.

Gleich pocht er wieder an. Was soll ich wieder? Schreiben!
O, seufz ich, Autorschaft, ach welche Sklaverey!
Ich bin nicht mein, ich bin nicht frey.
Ich müßte ja mich und die Freude hassen,
Wollt ich mich stets den Druckereyen lassen.
Nein! endlich will ich wieder mein,
Und nicht ein Wochenautor seyn.

Zwar die Stimme meines Verlegers, welche sonst bey den meisten Schriftstellern ein beträchtlich schweres Uebergewicht über die Stimme der Kritik so gar zu haben pflegt, und der Abgang dieser Blätter, der weit stärker ist, als ich jemals gewagt hätte zu hoffen, sind schmeichelnd für die Eitelkeit meiner Autorschaft; und

Wie mächtig ist die Eitelkeit!
Kein Autor bleibt von ihr befreyt.
Er mag auch hundertmal zur Ruhe sich entschliessen;
Er lasse gar die Welt den kühnen Vorsatz wissen:
Die Eitelkeit befielt, und er wird schreiben müssen.
Sie zeigt ihm nur die Ewigkeit,
Wie eine Nachwelt sich auf seine Werke freut,
Sogleich ist ihm sein Vorsatz leid.
Nur dieses Werk, das will er nur noch enden,
Und nimmt Papier, und schreibt mit nimmer stillen Händen

Sich

Sich erst in Zeitungen, dann in die Ewigkeit
Der Schand' und der Vergessenheit. —
Erhält er auch die Ewigkeit,
Was wird die Ewigkeit ihm nützen?
Nein, lieber will ich das, was da ist, noch
besitzen.
Der Nachruhm ist sehr gut, noch besser meine
Zeit.
Mich blendet nicht die Ewigkeit.
Ja, mein Entschluß soll unverändert blei-
ben:
Ich will kein einzig Blatt mehr schreiben.

Meinen Blättern, und jedem Buche, das meinem Vaterlande einerley Vorwürfe mit mir machet, wünsche ich die Unsterblichkeit nicht. — Ein Wunsch, der vielleicht noch niemals im Ernst in das Herz eines Schriftstellers gekommen seyn mag. Mein Wille war, bloß für meine Zeiten zu schreiben. Ich wünsche, daß unsere Nachkommen keine Aufmunterungen zur Liebe des Vaterlandes und des vaterländischen nöthig haben mögen. Ich wünsche, daß sie nie die Kenntniß erlangen mögten, daß in unserem Jahrhunderte unter den Kindern Thuiskon's so wenig Deutsche waren; daß die mehrsten Bewohner Deutschlands ihrem Vaterlande Hohn sprachen, und daß man ihnen beweisen mußte, etwas Deutsches könne wirklich gut seyn! — Nein, unsere Nachkommen müssen unsere Schande nie erfahren! ewig sey es ihnen

verborgen, daß eine Zeit war, in welcher ein Enkel des Mana, ein Enkel des großen Hermanns sich seines Vaterlandes schämte, seine väterlichen Sitten verachtete, und nur die Spielwerke und Thorheiten des Ausländers bewunderte!

Edles Volk Thuiskons! altes, redliches, ehrwürdiges Volk! zum letztenmale hält dir ein Schriftsteller, dessen Herz warm für dich, und für deine alte Würde schlägt, deinen Werth vor! Dieses ist die letzte Stunde, die ich dir weihen kann; dann nehme ich von dir, von meinen Brüdern, von meinem Vaterlande, Abschied. Du darfst nur wollen, um das erste Volk auf der Welt zu seyn. Wirf die schändlichen Ketten — entehrender als Sklavenfesseln, wirf sie von den Händen, die nicht zur Knechtschaft des Ausländers bestimmt sind! Sey wieder, was du warst,

Fromm, redlich, frey und hoch
Gleich deinen Bergen.

Nicht die armseligen Hütten unsers alten Vaterlandes, sondern die Sitten, die Tugend, die glühende Vaterlandsliebe, die edle Einfalt sind es, die ich dir empfehle.

Väter unsres Volkes! fromme deutsche Fürsten! o wenn ihr uns glänzende Beyspiele geben wolltet! Ein Beyspiel von euch würde kräftiger würken, als die vereinte Stimme aller Schriftsteller unserer Nation! Ihr könnt es;

ihr könnet uns unsere Sitten wieder geben! ihr könnet uns unser Vaterland wieder theuer machen, und dem deutschen Boden wiederum deutsche Bürger geben.

Ich kann mein Buch nicht beschliessen, ohne einen kleinen Winkel von Deutschland öffentlich Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Ich habe manche Völker meines Vaterlandes gesehen; aber die Altenburger halte ich für den Kern derselben, und für ein verehrungswürdiges Ueberbleibsel unserer alten Vorfahren. Sie sind gross, stark, und gesund vom Leibe; ohne Künsteleyen in ihrer Lebensart und ganzem Betragen; deutsch von Sitten; arbeitsam, gastfrey, und redlich von Gemüthe. Das weiß ich aus dem Augenschein. Ich bin, nebst vielen andern, in bedenklichen Zeiten, nehmlich gegen das Ende des 1759sten und zu Anfange des 1760sten Jahres bey ihnen ein Gast gewesen. Wir alle nahmen die entzückendsten Erinnerungen ihrer deutschen Redlichkeit mit uns hinweg. Der Abschied, den wir von ihnen, und sie von uns nahmen, war eben der, mit dem ein Bruder seinen Bruder, den er nie wieder zu sehen hoffet, aus seinen Armen lässet. Liebenswürdiges Volk! mögte jede deutsche Nation dir gleichen!

Ich nehme von meinen Lesern Abschied, wie ich ihn von den Altenburgern nahm, mit eben dem warmen Gefühl, und mit dem Wun-

 sche

sche, daß einigen unter ihnen mein Abschied nicht erwünscht seyn möge. Unter denen, die mich bis zu Ende gelesen haben, zeichnet meine Dankbarkeit vorzüglich diejenigen aus, die mich, ungeachtet meiner Fehler, mit gutem Herzen, und mit der heißen Vaterlandsliebe lasen, mit der ich schrieb. Erfreuen wird es mich, wenn ich einigen unterhaltend war; und mehr als reichlich werde ich mich belohnet glauben, wenn ich auch nur einen einzigen nützlich gewesen bin; wenn ich nur in einer Seele, ächte deutsche Empfindungen erwecket habe.

Auf allgemeinen Beyfall macht kein Mensch weniger Anspruch, als ich. Ich weiß, daß die etlichen Blätter, so sich vor der größern Zahl ausheben, für sehr wenige Leser geschrieben sind. Hätte mein Buch nicht die Gestalt einer periodischen Schrift gehabt, oder wäre es auf meine Kosten gedruckt: ich gestehe es, dann würde ich mich bloß für diese wenigen eingeschränkt haben. Jetzt aber hatte ich so manchen verschiedenen Geschmack wo nicht zu befriedigen, doch wenigstens in Betrachtung zu ziehen; ich mußte dahin sehen, so vielen Lesern als sich thun ließ, erträglich zu scheinen, wenn ich meinen Verleger nicht in Schaden bringen wollte. Dieses hat mich bewogen, mancher Wahrheit, die ich lieber mit allen deutschen Ernst vorgetragen hätte, ein lachendes Ansehn zu geben, und hatte verschiedene Blätter, und

in

in manchen Blättern viele einzelne Stellen hervorgebracht, die sonst gewiß nicht würden geschrieben seyn, wenn ich meine Leser hätte wählen können.

Denn zum Theil unbekannten Freunden, die mich mit Zuschriften und Beyträgen beehret haben, sonderlich Ihnen, mein ehrwürdiger K**, dem ich von dieser Seite so viel schuldig bin, bezeuge ich hiermit meine Erkenntlichkeit. Es ist mir schmerzhaft, daß mich die Veränderung in meiner Lage so weit von Ihnen entfernet, daß ich auf ewig die Hofnung fahren lasse, Sie, würdiger deutscher Mann, jemals wieder an mein Herz zu drücken.

Diejenigen Herren, deren Aufsätze ich nicht genutzet habe, müssen es mir nicht verargen. Unmöglich konnt' ich von solchen Abhandlungen Gebrauch machen, die auf mein Vaterland nicht die geringste Beziehung hatten, und folglich für deutsche Herzen nicht geschrieben waren.

Ihnen, mein Herr S. D. hätt ich sehr vieles zu sagen; denn auch ihr zweyter Brief hat mich nahe an der Pommerschen Gränze eingeholet. Aber, können Sie meine Blätter als einen Fechtboden einsehen? können Sie glauben, daß irgend einer von meinen Lesern Ihre nicht ganz bescheidnen Briefe ohne Unwillen lesen, und überhaupt an unserm Streite einigen Antheil nehmen werde? Ihren Namen, mein Herr, verlange ich nicht zu wissen, so bald Sie die

die mindeste Ursach haben, zu glauben, daß mir derselbe auch nur entfernt bekannt sey. Auf diese Art sind Sie gesichert, daß mir nicht die geringste persöhnliche Betrachtung die Feder führen wird. Aber eine andere Anweisung geben sie mir durch meinen Verleger, wohin ich etwa eine Zuschrift richten könne, damit ich sie unter vier Augen, wie man sagt, zu rechte weisen könne. Ich bin nicht im Stande sie zu widerlegen, ohne ihnen einige unangenehme Wahrheiten mitzutheilen, die ich einem Manne von ihrer Gelehrsamkeit, und — verzeihen sie mir! — von ihren Vorurtheilen, nicht gern vor den Augen der Welt sagen mögte. Finden sie es alsdann noch für rathsam, ihre und meine Briefe bekannt zu machen: so haben sie von ganzem Herzen meine Einwilligung, im Fall sie einen Verleger finden, dem dergleichen Kleinigkeiten interessant genug scheinen sollten. Denn, unter uns, mein Herr, unser Streit betrifft eine sehr kleine Kleinigkeit, und wir geben uns, wenn wir ihn fortsetzen, das Ansehen, als wenn ein paar Kinder um einen Kräusel zanken.

Die Kunstrichter bitte ich weder um Nachsicht noch um Zurechtweisung, in so fern die Sache mich angehet. Glauben sie aber, daß sich über meine Blätter etwas sagen ließe, das für mein Vaterland von wahrem Nutzen seyn, und die Liebe zu demselben auch nur in einem Herzen vermehren könnte: so bitte ich sie als Pa-

Patriot, nicht zu schweigen, wenn gleich das was sie sagen, dem Verfasser des Deutschen nicht eben zum Lobspruch gereichen sollte. Nur für die Einrichtung meines Buches mögt' ich einige Schonung verlangen. Ich selbst bin von dieser Seite am wenigsten zu frieden, zugleich aber bekenne ich, daß ich oft von meinem Plan habe abweichen müssen. Mit keiner überflüßigen, aber doch mit hinreichender Muße fieng ich an zu schreiben. Unvorgesehene Zufälle änderten plötzlich meine ganze Lage; ich ward von meinen Büchern und Freunden getrennet, und hätte gemächlicher eine Reisebeschreibung als einen Deutschen schreiben können. Nur sehr wenige Stücke sind in Magdeburg geschrieben. Die Geburtsörter der übrigen liegen zwischen Magdeburg und dem Ausfluße der Elbe, und von da zurück bis in Pommern. Bey dieser unruhigen und lästigen Lebensart konnte mich nichts als die Achtung für mein gegebenes Wort, und die immer wachsende Anzahl meiner Leser bewegen, bis zum zwey und funfzigsten Stücke fortzuschreiben; aber freylich war es mir unmöglich, meinem Plan getreu zu bleiben.

Wenn die Kunstrichter mir auch diesen Umstand erlassen, so bleibt doch noch Böses genug übrig, was sich von meinem Buche sagen läßt; aber ich hoffe, eben so viel Gutes. Bisher haben mir dieselben, das gestehe ich mit

Vergnügen, bey einigen andern Schriften immer Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sie haben mir billiges Lob und gegründeten Tadel nicht versagt. Beydes ist nicht verlohren gewesen. Das erste hat mich ermuntert; und in Absicht des letzten getraue ich mir zu behaupten, daß ich nie denselben Vorwurf zum zweytenmal verdient habe. Vielleicht bin ich dafür in andere Fehler gefallen; aber — ein Buch ohne Fehler ist eine Satyre auf die Menschheit.

Nur der einzige Herr Schmid, Doktor der Rechte, und dermalen Professor zu Giessen, hat mit Koth nach mir geworfen; vielleicht aus der Ursache, weil ich sein Lob für die bitterste Beleidigung erklärte. — Man hat wenig Ehre davon, sich mit einem Manne wie Herr Schmid ist, einzulassen. Sagt man ihm was, gleich bückt er sich, nimmt, was ihm in die Hände kommt, und wirft. Bringt man ihn zum schweigen, so hat man auf einen so leichten Sieg nicht Ursache sich viel zu gute zu thun. Indessen, wenn Herr Schmidt mir unwiedersprechlich darthun kann, daß er von irgend einer Wissenschaft, die ein Professor der schönen Wissenschaften (den Doktor der Rechte will ich nicht einmal rügen) verstehen muß, sollt es auch nur die lateinische Sprache seyn, die ersten Grundsätze vollkommen innehabe: so bald er mir das beweisen kann — und mir däucht, ich

ich bin sehr billig in meinen Foderungen — so will ich mich gegen ihn vertheidigen. Bis dahin mag mir Herr Schmid nicht verargen, daß ich mich begnüge ein paar Bogen von seiner Theorie der Poesie zu nehmen, und den Schmutz damit von meinem Kleide zu wischen. Bis dahin muß mir Herr Schmid erlauben, daß ich ihn für einen unwissenden Knaben halte, der viel Unverschämtheit mit zügellosen Muthwillen und einem bösen Herzen verbindet, und dessen Unglück es ist, daß er vielleicht der Zucht etwas zu früh entkam. Wenn der Herr Doktor der Rechte an allen denen Demüthigungen, die ihm so häufig von allen Seiten zufliessen, noch nicht genug hat: so rechtfertige er sich nur wider den einzigen Vorwurf der groben Unwissenheit, die sich für einen Doktor der Rechte, und für einen Mann, der über die Schriftsteller seiner Zeit urtheilen will, nicht ziemet; dann bin ich gern erböthig, ihm einige gegründete Wahrheiten nicht länger vorzuenthalten, die ihm, so viel ich weiß, von allen denen, die ihn bisher zu bessern suchten, noch keiner gesagt hat. —

Bessere Leser, vergebt es mir, daß ich so lange mit einem Manne gesprochen habe, der nichts, als in namenlosen Schmähschriften, oder unter erdichteten Namen, schimpfen, Anekdoten zusammen raffen, und an dem Rufe anderer nagen kann. — Denn dieses ist das ganze

Talent des Herrn Schmid, sonst Schweigershausen genannt; und ich gestehe es, darinn hat es der Mann weit gebracht. Suchet den Grund von dem, was ich gesagt habe, nicht in einem bösen Herzen. Dieser Gedanke würde mir wehe thun! Herr Schmid hat mich oft und viel gereizet, ehe ich mich herabgelassen habe, ihn zu nennen; und dennoch würde ich immer geschwiegen, und seiner geschonet haben, wenn der Mann an seiner schriftstellerischen Ehre nur noch im mindesten gekränket werden könnte, und die kleinste Hoffnung übrig gelassen hätte, daß er jemals seinen unartigen Schmierereyen ein Ende machen würde.

Jetzt lege ich die Feder nieder, mit der süssen Ueberzeugung, daß ich keine Zeile geschrieben habe, die meinen Herzen Schande macht. Es ist mir ein Vergnügen gewesen, mich mit meinem Vaterlande zu unterhalten; und ich wiederhole den Wunsch, daß auch ich meinen Mitbürgern möge unterhaltend gewesen seyn.



An

An

den Herrn Secretär W.

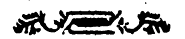
Lachen sie nicht, mein lieber W. daß ich, wider alle Gewohnheit, mein Buch voran spazieren lasse, und mit der Dedikation schließe — denn, damit sie es wissen, alles was ich in diesen Blättern mein nennen kann, eigene ich ihnen hiermit in bester Form zu. Das Geschenk ist nicht beträchtlich, wie sie sehen; aber ich verlasse mich auf ihr gutes Herz.

Sie sind vielleicht der einzige, der mich mit allen meinen leiblichen und unleiblichen Eigenschaften kennet; Sie wissen, daß mir weder Eigennutz — denn in meinem Leben hab ich keine Zeile für Geld geschrieben — noch Ehrgeiz — denn ich verlange nichts mehr, als unbekannt zu bleiben — die erste Idee zu diesen Blättern gaben; sie sind ein Mann, dessen Herz und Sitten selbst seinen Feinden ehrwürdig sind; sie sind unter den wenigen Freunden, die mir der Himmel gab, ohne allen Widerspruch derjenige, der mich am zärtlichsten nud redlichsten liebt; Sie haben mich mein Herz kennen gelehrt, und wenn ich kein ganz unbrauch-

brauchbarer Bürger bin, so ist es mehrentheils ihr Werk. Gründe genug, ihnen meine Dankbarkeit öffentlich zu beweisen.

Unerwartet wird ihnen, mein Liebster, dieser Schritt seyn; um so mehr, da sie seit einiger Zeit nur bloß durch meine Blätter wissen, daß ich noch lebe. Schließen sie aus denselben zu meinem Vortheile. So fern ich auch von ihnen bin, sind sie dennoch meinem Herzen immer gegenwärtig; und von dem ihrigen bin ich so sehr überzeugt, daß ich an ihrer Freundschaft nicht zweifle, wenn sie mir gleich nur sparsame Nachrichten geben können.

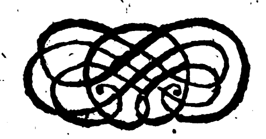
Der Deutsche.

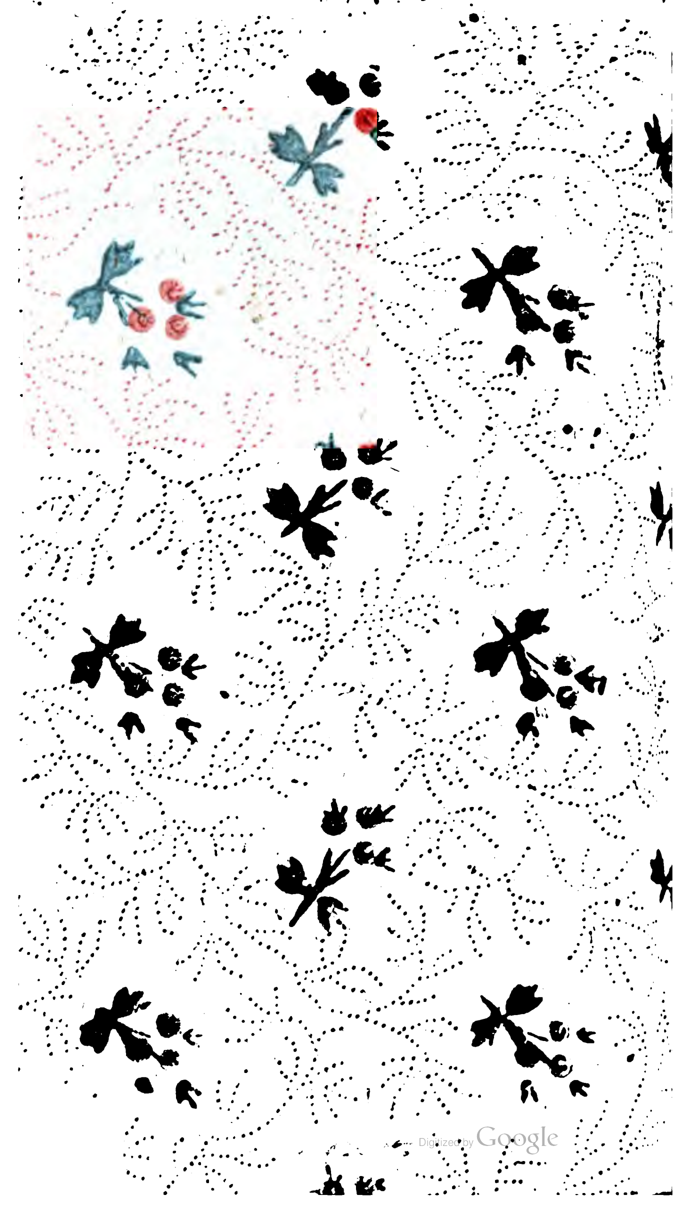


Inhalt

Inhalt.

Neun





DATE DUE			

